Meine Novelle,

oder

Wechselfälle des englischen Lebens

von

Pisistratus Caxton.

Von

Sir Edward Bulwer Litton, Baronet.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Meine Novelle,

oder

Wechselfälle des englischen Lebens

von

Pisistratus Caxton.

Von

Sir Edward Bulwer Litton, Baronet.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck von J. P. Sollinger's Witwe in Wien.

Sechſtes Buch.

Zehntes Capitel.

„Kommen Sie; — wechſeln Sie Ihren Anzug — dann kehren Sie zurück und ſpeiſen Sie mit mir. Sie haben noch Zeit genug dazu, Harley. — Sie werden die angeſehenſten Männer unſerer Partei dort finden; ſie ſind gewiß Ihres Studiums würdig, da Sie ein Philoſoph ſein wollen."

So ſprach Audley Egerton zu Lord l'Eſtrange, mit dem er nach Beſeitigung ſeiner Berufsarbeiten einen Spazierritt gemacht hatte. Die beiden Herren waren in Audley's Bibliothekzimmer. Herr Egerton, wie gewöhnlich bis an den Hals zugeknöpft, ſaß in ſeinem Lehnſtuhle, in der aufrechten Stellung eines Mannes, der ruhmloſe Ruhe verſchmäht. Harley, wie gewöhnlich auf dem Sopha liegend, — ſein langes Haar in natürlichen Locken, — ſein Halstuch loſe, — ſeine Kleidung ohne Zwang, aber doch simplex munditiis, — dem Anſcheine nach nachläſſig, doch nie ſich vernachläſſigend, — überall und mit Jedem ungezwungen und natürlich — ſelbſt mit Herrn Audley Egerton, der auf die meiſten Menſchen einen kalten oder Ehrfurcht gebietenden Eindruck machte.

»Nein, mein theurer Audley, entſchuldigen Sie mich. Ihre ausgezeichneten Männer haben nur Einen Gedanken, und keinen ſehr unterhaltenden — Politik, Politik, Politik! Der Sturm in der Suppenſchüſſel.«

„Aber was iſt Ihr Leben, Harley — die Suppenſchüſſel ohne den Sturm!«

„Wiſſen Sie wohl, das ich ſehr gut geſagt, Audley. Ich glaubte nicht, daß Sie ſo ſcharfſinnig erwiedern könnten. Das Leben — ja das Leben iſt nüchtern und ſchaal. Keine reichen Silberſchiffe in der Suppenſchüſſel. Audley, ich habe die ſeltſamſte Phantaſie.«

„Ja, natürlich,« verſetzte Audley trocken. „Sie haben ein andere. Was iſt die neueſte?«

Harley, mit großem Ernſt: »Glauben Sie an Mesmerismus?«

Audley: „Nein; gewiß nicht!«

Harley: „Wenn es vermöge des animaliſchen Magnetismus Jemanden gelingen könnte, mich aus meiner eigenen Haut in die eines Andern zu verſetzen. Das iſt meine Phantaſie! Ich bin meiner ſelbſt ſo müde — ſo müde! Ich habe alle meine Gedanken ſchon ſo oft gedacht, — weiß jeden davon auswendig. Wenn irgend ein Anſpruch machender betrügeriſcher Gedanke ſich aufwirft und ſagt: „ſieh mich an, ich bin ein neuer Bekannter,« — ſo weiſe ich ihn zurück und antworte: „keineswegs, du haſt nur ein neues Kleid angezogen; du biſt derſelbe alte Böſewicht, der mich ſchon in den letzten zwanzig Jahren gelangweilt hat; laß mich in Ruhe!« — Wenn man aber ſich in eine andere Haut verſetzen könnte — wenn ich nur eine halbe Stunde Ihr ſtattlicher Portier ſein dürfte, oder einer Ihrer praktiſchen Staatsmänner, dann würde ich wirklich in einer neuen

Welt reiſen.*) Eines jeden Menſchen Gehirn muß eine Welt für ſich ſein, nicht wahr? Wenn ich nun in dem Ihrigen eine Zeit lang verweilen dürfte, Audley, um alle Ihre Gedanken und Gefühle kennen zu lernen? Ich will doch zu dem franzöſiſchen magnetiseur gehen, und mit ihm darüber ſprechen.

Audley, dem es nicht zuzuſagen ſcheint, ſeine Gedanken und Gefühle, ſelbſt von ſeinem Freunde, und auch nur in der Phantaſie, ſo genau bekannt werden zu laſſen: „Bah! ſprechen Sie doch nicht ſolchen Unſinn!“

Harley: „Wo ſoll ich einen Mann von Sinn finden? Ich kenne keinen; — bin noch nie einem ſolchen Geſchöpfe begegnet; — ich glaube nicht, daß es je eines gegeben hat. Eine Zeitlang glaubte ich, Sokrates müſſe ein ſolcher Mann geweſen ſein; aber es war eine Täuſchung. Er pflegte oft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in die Luft zu ſtarren, und mit ſeinem Genius zu ſprechen. Thut das ein vernünftiger Mann? — Armer Audley, wie verwirrt ſehen Sie aus! Nun; ich will mich bemühen, verſtändig zu ſprechen, um Ihnen gefällig zu ſein. Zuvörderſt . . .“ (hier erhob ſich Harley auf ſeinem Ellbogen) „zuvörderſt, iſt es wahr, wie ich gehört habe, daß Sie der Schweſter jenes ſchändlichen italieniſchen Verräthers den Hof machen?“

*) Wenn zu der Zeit, als Lord l'Eſtrange ſich in dieſer Art mit Herrn Egerton unterhielt, Alfred de Muſſet ſeine Luſtſpiele geſchrieben hätte, ſo könnten wir argwohnen, Harley habe aus einem derſelben den eigenthümlichen Gedanken entnommen, den er hier gegen Audley ausſpricht. Indem der Verfaſſer ihn hier wiederholt, kann er wenigſtens nicht umhin, ſich einem Schriftſteller verpflichtet zu erklären, deſſen Humor reich genug iſt, um die Anleihe zu rechtfertigen.

„Der Madame di Negra? — Nein, ich mache ihr nicht den Hof," antwortete Audley mit kaltem Lächeln; „aber ſie iſt ſehr ſchön, und ſehr klug; ſie iſt mir nützlich — ich brauche nicht zu ſagen wie oder wodurch, das bezieht ſich auf meinen Beruf als Staatsmann; aber ich glaube, — wenn Sie meinen Rath annehmen oder Ihren Freund dazu veranlaſſen wollen, — ſo könnte ich durch meine Bekanntſchaft mit ihr von ihrem Bruder einige günſtige Bedingungen für ihren Verbannten erhalten. Sie iſt ſehr begierig, zu erfahren, wo er ſich jetzt befindet."

„Sie haben es ihr doch nicht geſagt?"

„Nein; ich verſprach Ihnen, dieſes Geheimniß zu bewahren."

„Thun Sie es jedenfalls; denn Sie kann dieſe Nachricht nur zu erhalten wünſchen, damit irgend ein Unheil geſtiftet, irgend eine Falle gelegt werde. — Bedingungen? Bah! dies iſt keine Frage der Bedingungen oder der Nachgiebigkeiten, ſondern des Rechtes und der Gerechtigkeit."

„Ich denke, Sie ſollten es Ihrem Freunde überlaſſen, dies zu beurtheilen."

„Gut; ich will ihm ſchreiben. Hüten Sie ſich aber jedenfalls vor dieſer Frau. Ich habe viel von ihr im Auslande gehört, und ſie ſteht, wie ihr Bruder, in dem Rufe der Unzuverläſſigkeit und . . . ."

„Der Schönheit!" unterbrach ihn Audley, indem er mit praktiſcher Gewandtheit dem Geſpräche eine andere Wendung gab. „Man ſagt, der Graf ſei einer der ſchönſten Männer in Europa, noch ſchöner wie ſeine Schweſter, obgleich er wohl doppelt ſo alt iſt. Still — ſtill! Harley! Seien Sie meinethalben unbeſorgt. — Ich bin geſtählt gegen alle weibliche Reize; mein Herz iſt erſtorben."

„Nein, nein — Sie dürfen nicht so sprechen — überlassen Sie das mir. Aber selbst ich will es nicht sagen. Das Herz erstirbt nie. — Was haben Sie denn verloren — eine Frau, ja, eine treffliche Frau, von edlem Herzen. Aber haben Sie Liebe zu ihr gefühlt? — Beneidenswerther Mann, haben Sie je geliebt?"

„Vielleicht nicht, Harley," erwiederte Audley mit düsterm Blicke, und in traurigem Tone; „sehr wenige Männer haben je geliebt, wenigstens so wie Sie es meinen. Es gibt aber noch andere Leidenschaften, wie die Liebe, welche das Herz ertödten und uns zu Maschinen machen."

Während Egerton sprach, wendete sich Harley von ihm ab, und athmete tief auf. Es trat ein kurzes Schweigen ein; Audley unterbrach es zuerst.

„Da wir von meiner verstorbenen Frau sprechen, so thut es mir leid, daß Sie nicht billigen, was ich für ihren jungen Verwandten, Raudal Leslie, gethan habe."

Harley, der mit Mühe seine Fassung wieder gewonnen hatte: „Erzeigen Sie ihm eine Wohlthat damit, daß sie ihn männliche Unabhängigkeit gegen den Schutz eines Gönners und Vorgesetzten vertauschen lassen?"

Audley: „Ich habe ihn nicht dazu aufgefordert; — ich ließ ihm die Wahl, und in seinem Alter würde ich eben so gewählt haben, wie er."

Harley: „Ich glaube es kaum; ich denke besser von Ihnen. Aber beantworten Sie mir eine Frage aufrichtig, und dann will ich eine andere stellen. Beabsichtigen Sie diesen jungen Mann zu Ihrem Erben zu machen?"

Audley, mit einiger Verlegenheit: „Zu meinem Erben? Bah! Ich bin noch jung. Ich kann so lange leben, wie er. Es ist noch Zeit genug, daran zu denken."

Harley: „Dann zu meiner zweiten Frage. Haben Sie dieſem jungen Manne beſtimmt erklärt, daß er auf Ihren Einfluß rechnen kann, aber nicht auf Ihren Reichthum?"

Audley, in feſtem Tone: „Ich denke wohl; aber ich werde es ihm noch beſtimmter wiederholen."

Harley: „Dann bin ich zufrieden mit Ihrem Benehmen, aber nicht mit dem ſeinigen. Er hat einen zu ſcharfen Geiſt, um nicht zu wiſſen, was es heißt, die Unabhängigkeit aufzugeben. Und glauben Sie mir, er hat ſeine Berechnungen gemacht, und würde Sie in jede Wagſchale werfen, die zu ſeinen Gunſten entſcheiden könnte. Sie beurtheilen die Menſchen nach Ihren Erfahrungen, ich nach meinen Inſtincten. Die Natur warnt uns eben ſo, wie die untergeordneten Thiere; wir Zweibeinigten haben aber zu viel Dünkel, um ſie zu beachten. Meine Inſtincte als Soldat und Gentleman warnen mich vor dieſem alten jungen Manne. Er hat den Geiſt eines Jeſuiten. Ich ſehe es in ſeinem Auge; — ich höre es in ſeinem Schritte; — il volto sciolto hat er nicht, dagegen aber i pensieri stretti. — Still! Ich höre ihn ſchon in der Halle; ich würde ſeinen Schritt unter Tauſenden erkennen. Jetzt berührt er den Handgriff der Thüre mit der ihm eigenthümlichen Art." — Randal Leslie trat ein. Harley — welcher trotz ſeiner Abneigung gegen Randal, und ſeiner Nichtbeachtung mancher Formen, doch zu wohlerzogen war, um nicht höflich zu ſein gegen einen jüngern oder im Range unter ihm ſtehenden Mann — verbeugte ſich, aber ſeine großen, durchdringenden Augen behielten einen ſtrengen Ausdruck, als ſie dem tiefen und verborgenen Feuer in Randal's Blicke begegneten. Harley ſetzte ſich nicht wieder, ſondern ging nach dem Kaminpfeiler, und lehnte ſich an denſelben.

Randal: „Ich habe Ihre Aufträge erfüllt, Herr Egerton. Ich ging zuerſt nach Maida Hill zu Herrn Burley. Ich gab ihm den Wechſel, aber er ſagte, es ſei zu viel, und er werde die Hälfte dem Banquier zurückgeben. Er will den Artikel nach Ihren Andeutungen ſchreiben. — Darauf . . . . .“

Audley: „Genug, Randal; wir wollen Lord l'Eſtrange mit dieſen kleinen Details eines Lebens, das ihm mißfällt — des politiſchen — nicht ermüden.“

Harley: „Aber dieſe Details mißfallen mir nicht; ſie verſöhnen mich mit meinem eigenen Leben. Ich bitte, fahren Sie fort, Herr Leslie.“

Randal hatte zu viel Tact, um des warnenden Blickes des Herrn Egerton zu bedürfen. Er fuhr nicht fort, ſondern ſagte mit ſanftem Tone: „Glauben Sie, Lord l'Eſtrange, daß die Beobachtung der Lebensart Anderer, Jemand mit der ſeinigen verſöhnen könnte, wenn er ſchon vorher glaubte, ſie bedürfe einer ſolchen Verſöhnung?“

Harley lächelte beifällig, denn die Frage war ironiſch, und er verabſcheute nichts mehr, wie Schmeichelei.

„Erinnern Sie ſich Ihres Lucretius, Herr Leslie, des „suave mare etc. — angenehm iſt es, vom Felſen die Seeleute auf dem Ocean umhergeworfen zu ſehen.“ Ich denke, ein ſolcher Anblick verſöhnt doch mit dem Felſen, wenn man auch vorher von dem Schaume der Wogen durchnäßt, und von dem Geſchrei der Seevögel beunruhigt wurde. — Aber ich verlaſſe Sie jetzt, Audley. Es wundert mich, daß ich nicht mehr von dem Krieger, meinem Cameraden, gehört habe. Erinnern Sie ſich an Ihr Verſprechen, wenn ich es in Anſpruch nehme. Leben Sie wohl, Herr Leslie! Ich hoffe, der Artikel des Herrn Burley — wird den Wechſel werth ſein.“

Lord l'Eſtrange beſtieg ſein Pferd, das noch vor der Thüre ſtand, und ritt durch den Park. Er war aber jetzt nicht mehr unbekannt, denn Verbeugungen und Kopfnicken begrüßten ihn von allen Seiten.

„Ach, man hat mich alſo ausfindig gemacht," murmelte er vor ſich hin; „ſelbſt die ſchreckliche Herzogin von Knaresborough! ich muß meinem Vaterlande wieder entfliehen." — Er gab ſeinem Pferde die Spornen, und war bald aus dem Parke. Als er vor ſeines Vaters entlegenem Hauſe abſtieg, hätte man ihn wohl kaum für denſelben launigten, phantaſtiſchen, aber tiefen und feinen Humoriſten gehalten, der ſich damit beluſtigte, den materiellen Audley in Verlegenheit zu ſetzen; denn ſein ausdrucksvolles Geſicht war unausſprechlich ernſt. Sobald er aber vor ſeinen Aeltern erſchien, heiterte er ſich wieder auf, und verbreitete Sonnenſchein in dem ganzen Zimmer.

Eilftes Capitel.

„Herr Leslie," ſagte Herr Egerton, als Harley das Bibliothekzimmer verlaſſen hatte, „Sie handelten nicht mit Ihrer gewöhnlichen Vorſicht, als Sie in der Gegenwart eines Dritten von Angelegenheiten ſprachen, die mit der Politik in Berührung ſtehen."

„Ich fühle das ſelbſt, Sir; meine Entſchuldigung iſt, daß ich glaubte, Lord l'Eſtrange ſei Ihr vertrauteſter Freund."

„Ein Staatsmann, Herr Leslie, würde ſeinem Vaterlande ſchlecht dienen, wenn er nicht beſonders verſchwiegen gegen ſeine Freunde wäre, im Falle ſie ſeiner Partei nicht angehören."

„Entſchuldigen Sie meine Unwiſſenheit. — Es iſt ſo allgemein bekannt, daß Lord Lansmere einer Ihrer eifrigſten Anhänger iſt; ich glaubte daher, ſein Sohn müſſe ſeine Geſinnungen theilen, und in Ihrem Vertrauen ſein.“

Egerton zog ſeine Augenbrauen feſt zuſammen, und ſeine entſchiedenen Züge erhielten dadurch einen noch ſtrengern Ausdruck. Er antwortete jedoch in mildem Tone: „Beim Eintritte in das politiſche Leben, Herr Leslie, ſollte ein junger Mann von Ihren Talenten vor nichts mehr auf ſeiner Hut ſein, wie für ſich denken zu wollen; — er wird faſt immer das Falſche denken. Ich glaube auch, dies iſt ein Grund, weshalb junge Männer von Talent oft den Erwartungen ihrer Freunde nicht entſprechen, und — ſo ſpät eine Anſtellung erhalten.“

Randal's Züge überflog ein bitterer Ausdruck, der aber ſchnell verſchwand, und er verbeugte ſich ſchweigend.

Egerton fuhr in erörterndem, entſchuldigendem, ſelbſt freundlichem Tone fort:

„Betrachten Sie den Lord l'Eſtrange ſelbſt. Welcher junge Mann konnte mit glänzendern Ausſichten in das Leben treten? Rang, Reichthum, Lebendigkeit und Heiterkeit des Geiſtes (ein großer Vortheil, Herr Leslie), Muth, Selbſtbeherrſchung, vielleicht eben ſo gründliche Kenntniß, wie die Ihrigen, — und jetzt ſehen Sie, wie er ſein Leben vergeudet hat. Weshalb? Er hielt es immer für geziemend, ſelbſt zu denken. Er konnte nie ſich an Abhängigkeit gewöhnen, und wird es auch nie. Der Staatswagen verlangt, Herr Leslie, daß alle Pferde zuſammen ziehen.“

„Mit Erlaubniß, Sir,“ antwortete Randal, »ich ſollte denken, daß es andere Gründe gibt, weshalb Lord l'Eſtrange — welches auch ſeine Talente ſein mögen,

und Sie müſſen ſie allerdings am beſten beurtheilen können — nie etwas im Staatsleben wirken wird.“

„Nun, und welche?“ fragte Egerton geſpannt.

„Zuvörderſt,“ erwiedete Randal liſtig, „hat das Familienleben zu viel für ihn gethan. Was konnte das Staatsleben einem Manne gewähren, der nichts bedarf? Weshalb ſollte er — auf der oberſten Stufe geboren — freiwillig nach der unterſten hinabſteigen, um dann wieder hinaufzuklimmen? Zweitens ſcheint Lord l'Eſtrange mir ein Mann zu ſein, in deſſen Weſen das Gefühl einen für das praktiſche Wirken zu großen Antheil hat.“

„Sie haben einen ſcharfen Blick,“ ſagte Audley mit einiger Bewunderung; „ſehr ſcharf für einen ſo jungen Mann. — Armer Harley!“

Die letzten Worte murmelte Herr Egerton für ſich hin; dann fuhr er fort:

„Ich habe etwas auf dem Herzen, mein junger Freund. — Laſſen Sie uns aufrichtig gegen einander ſein. Ich erörterte Ihnen hinlänglich die Vortheile und Nachtheile der Wahl, die ich Ihnen anheimſtellte. Eine Laufbahn für Sie war, Ihren akademiſchen Grad zu nehmen, mit ſo viel Ehren, wie Sie ohne Zweifel gewonnen haben würden, eine Collegiatenſtelle zu erhalten, und ſich dem Gerichtsweſen mit dieſen Zeugniſſen zu Gunſten Ihrer Talente zu widmen. Eine andere Laufbahn für Sie war, gleich in das Staatsleben einzutreten, meine Erfahrungen und meinen Einfluß zu benutzen, und den Wechſelfällen eines Emporſteigens oder Fallens mit einer Partei ſich zu unterwerfen. Sie wählten das Letztere; aber hierbei war eine Rückſicht, welche für Sie von Gewicht ſein mochte, und als Sie mir die Gründe für Ihre Wahl angaben, haben Sie Schweigen darüber beobachtet.“

„Ueber welche Rücksicht, Sir?"

„Sie rechneten vielleicht auf mein Vermögen, wenn die Wechselfälle der Partei sich ungünstig für Sie gestellt hätten. Gestehen Sie mir es aufrichtig und ohne Scham, wenn es der Fall war. Es würde natürlich sein für einen jungen Mann, der von dem ältern Zweige des Hauses stammt, dessen Erbin meine Gattin war."

„Sie verletzen mich, Herr Egerton," sagte Randal sich abwendend.

Der kalte Blick des Herrn Egerton folgte Randal's Bewegungen. Das Gesicht war seinem Blicke entzogen, und dieser verweilte auf der Gestalt, welche oft die innern Gefühle eben so gut verräth. Randal täuschte aber die Beobachtungsgabe des Herrn Egerton. Die Aufregung des jungen Mannes konnte edler Stolz und verletztes Gefühl sein, oder auch etwas Anderes. Egerton fuhr langsam fort:

»Ich sage Ihnen hiermit ein für allemal bestimmt und ausdrücklich: — rechnen Sie nie darauf, sondern nur auf alles Andere, was ich für Sie thun kann, und verzeihen Sie mir, wenn ich kalt tadle, oder mit harten Worten Rath ertheile; schreiben Sie dies meiner Theilnahme für Ihre Laufbahn zu. Ueberdem wünsche ich, bevor der Beschluß unwiderruflich wird, daß Sie Alles praktisch kennen lernen, was unangenehm oder selbst demüthigend in den ersten untergeordneten Schritten eines Mannes ist, der ohne Reichthum oder Familienverbindungen sich im Staatsleben emporschwingen möchte. Ich werde Ihre Wahl erst nach dem Ende eines Jahres für entschieden halten, — Ihr Name soll bis dahin in den Collegienlisten bleiben. Für den Fall, daß Sie nach reiflicher Erfahrung es vorziehen sollten, nach

Oxford zurückzukehren, um den langſamern, aber zuverläſſigern Pfad zur Unabhängigkeit und Auszeichnung zu verfolgen, ſteht dies Ihnen dann frei. Jetzt geben Sie mir Ihre Hand, Herr Leslie, zum Zeichen, daß Sie meine Offenheit verzeihen. — Es iſt Zeit, meinen Anzug zu wechſeln.“

Randal gab mit noch immer abgewendetem Geſichte ſeine Hand. Herr Egerton hielt ſie einen Augenblick in der ſeinigen, dann verließ er das Zimmer. Randal wendete ſich um, als die Thüre wieder zugemacht war, und in ſeinem dunklen Geſichte ſprach ſich eine Kraft verhängnißvoller Leidenſchaft aus, die alle Warnungen Harley's rechtfertigte. Seine Lippen bewegten ſich, aber nicht hörbar; dann folgte er, wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen, Egerton in die Halle.

„Sir,“ ſagte er, „ich vergaß, Ihnen mitzutheilen, daß, als ich von Maida Hill zurückkehrte, und unter einem Durchgange Schutz gegen den Regen ſuchte, ich dort unerwartet mit Ihrem Neffen Frank Hazeldean zuſammentraf.“

„Ah!“ erwiederte Egerton gleichgiltig, „ein ſchöner junger Mann in der Garde. Es iſt ſchade, daß mein Bruder ſo veraltete politiſche Begriffe hat; er ſollte ſeinen Sohn unter meiner Leitung in das Parlament ſchicken; ich könnte ihn vorwärts bringen. Nun, und was ſagte Frank?“

„Er lud mich ein, ihn zu beſuchen. Ich erinnere mich, daß Sie mich früher vor zu vertrauter Bekanntſchaft mit denen warnten, die ſich ihren Weg nicht ſelbſt zu bahnen haben . . .“

„Weil ſie träge ſind, und die Trägheit anſteckend iſt.

Allerdings; — es iſt beſſer, mit einem jungen Gardeofficier nicht zu vertraut zu ſein.“

„Sie möchten alſo, Sir, daß ich ihn nicht beſuche? Wir waren in Eton befreundet; und wenn ich ſeine Einladungen ganz zurückwieſe, könnte er dann nicht glauben, daß Sie ....?“

„Ich?“ unterbrach ihn Egerton. „Ja freilich; mein Bruder könnte glauben, ich bin noch aufgebracht gegen ihn — eine thörichte Unterſtellung! — Beſuchen Sie ihn, und laden Sie den jungen Mann ein. Aber ich rathe Ihnen dennoch zu keiner Vertraulichkeit.“

Egerton ging in ſein Ankleidezimmer. „Sir,“ ſagte ſein Bedienter, der ihn erwartete, „Herr Levy iſt hier, er ſagt, er ſei beſtellt worden; — und Herr Grieders iſt ebenfalls vom Lande angekommen.“

„Laß Herrn Grieders zuerſt eintreten,“ erwiederte Herr Egerton, ſich ſetzend. „Du brauchſt nicht zu warten; ich will mich ſelbſt ankleiden. Sage Herrn Levy, ich würde in fünf Minuten mit ihm ſprechen.“

Herr Grieders war Rentmeiſter von Audley Egerton.

Herr Levy war ein ſchöner Mann, der eine Camellie in ſeinem Knopfloche trug, ein treffliches Pferd von zweihundert Pfund Sterling Werth vor ſeinem Cabriolet hatte; übrigens war er den jungen Männern wohlbekannt, wurde aber von ihren Vätern als ein ſehr gefährlicher Umgang für ſie betrachtet.

Zwölftes Capitel.

Als die Geſellſchaft ſich in den Zimmern verſammelte, ſtellte Herr Egerton ſeinen ausgezeichneten Freunden

Randal Leslie auf eine Art vor, die im größten Gegensatze stand zu den kalten Ermahnungen, die er noch vor Kurzem an ihn gerichtet hatte. Die Vorstellung fand mit jener Leutseligkeit und jener freundlichen Achtung Statt, wodurch jene, die eine angesehene Stellung behaupten, die, welche sie noch zu erringen haben, in das Leben einzuführen pflegen.

„Mein theurer Lord, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Verwandten meiner verstorbenen Frau vorstelle....“ (leiser und flisternd) — „den Erben des ältern Zweiges ihrer Familie. — Staumose, dies ist Herr Leslie, von dem ich mit Ihnen sprach; Sie haben sich selbst in Oxford so ausgezeichnet, und werden ihn daher nicht weniger achten wegen der Preise, die er dort gewonnen hat. — Herzog, lassen Sie mich Ihnen Herrn Leslie vorstellen. Die Herzogin ist unwillig über mich, weil ich ihre Bälle nicht mehr besuche; aber ich hoffe, meinen Frieden mit ihr abzuschließen, indem ich mich mit einem jüngern und lebhaftern Stellvertreter versehen habe. — Ah! Herr Howard, hier ist ein junger Herr, der frisch von Oxford kommt, und uns über alle die neuen Gesellschaften Vieles mittheilen kann. Er hat seine Zeit nicht mit dem Billardspiele und mit Pferden vergeudet.“

Leslie wurde mit jener angenehmen Höflichkeit empfangen, welche das to kalon einer Aristokratie ist.

Nach dem Essen wendete sich die Unterhaltung der Politik zu. Randal hörte aufmerksam und schweigend zu, bis Egerton ihn freundlich hervorzog, gerade genug, und nicht mehr als nöthig war, um seinen Geist zu zeigen, ohne daß ihm der Vorwurf gemacht werden konnte, als wolle er sich etwas anmaßen. Egerton wußte, wie man junge

Männer geltend machen kann — eine ſchwere Kunſt. Es war dies mit ein Grund, weshalb er ſo beſonders beliebt bei den emporſtrebendern Mitgliedern ſeiner Partei war.

Die Geſellſchaft brach frühzeitig auf.

„Wir haben noch Zeit zum Almacksballe," ſagte Egerton, nach der Uhr ſehend, „und ich werde Sie einführen laſſen. Kommen Sie!"

Randal folgte ſeinem Gönner in den Wagen. Unterwegs ſprach Egerton zu ihm, wie folgt:

„Ich werde Sie den Hauptperſonen der Geſellſchaft vorſtellen. Beurtheilen und ſtudiren Sie dieſelben; ich rathe Ihnen, nicht mehr zu verſuchen, das heißt, daß Sie ſich nicht bemühen, Mode zu werden. Es iſt ein ſehr koſtſpieliger Ehrgeiz; einigen Männern iſt er nützlich, aber die meiſten richtet er zu Grunde. Im Ganzen haben Sie beſſere Karten in den Händen. Tanzen Sie, oder nicht, wie es Ihnen beliebt, aber machen Sie keiner Dame den Hof; denn man wird ſich dann nach Ihrem Vermögen erkundigen, was Ihnen wenig Nutzen bringen kann, und Sie könnten auch zu einer unüberlegten Heirat veranlaßt werden. Hier ſind wir!"

Nach zwei Minuten befanden ſie ſich in dem großen Ballſaale, und Randal's Augen wurden geblendet von den Lichtern, den Diamanten, und dem Glanze der Schönheit. Audley ſtellte ihn in ſchneller Reihenfolge einigen Dutzend Damen vor, und verſchwand dann in der Menge. Randal war unbefangen; er litt nicht an Schüchternheit, oder wenn er dieſe ſchädliche Schwäche hatte, wußte er ſie wenigſtens zu verbergen. Er beantwortete die ihm geſtellten Fragen auf eine geiſtreiche Art, die das Geſpräch im Gange erhielt, und hinterließ einen günſtigen Eindruck ſeiner

angenehmen Eigenſchaften. Die Dame, mit der er ſich beſten unterhielt, war eine, die keine Töchter zu verheiraten hatte, eine ſchöne und witzige Frau von Welt — Lady Frederick Coniers.

„Alſo dies iſt der erſte Almacksball, den Sie beſuchen, Herr Leslie?“

„Ja; mein erſter.“

„Und Sie haben noch keine Tänzerin? Soll ich Ihnen eine anempfehlen? Was meinen Sie zu dem hübſchen Mädchen dort im rothen Kleide?“

„Ich ſehe ſie — aber ich kann nicht an ſie denken.“

„Sie ſind vielleicht, wie ein Diplomat an einem neuen Hofe, und Ihr erſter Zweck iſt, zu wiſſen, wer Jeder iſt?“

„Ich geſtehe, daß, wenn ich das Studium der Geſchichte meiner Zeit beginne, ich gern die Porträts kennen möchte, die das Buch zieren.“

„So geben Sie mir denn Ihren Arm, und wir wollen in das nächſte Zimmer gehen. Wir werden die verſchiedenen notabilités einzeln eintreten ſehen, und wir können beobachten, ohne beachtet zu werden. Dies iſt das geringſte, was ich für einen Freund des Herrn Egerton thun kann.“

„Alſo Herr Egerton,“ ſagte Randal, als ſie außerhalb des für die Tänzer bezeichneten Raumes umhergingen, Herr Egerton hat das Glück gehabt, Ihre Achtung zu gewinnen, ſelbſt für ſeine weniger bekannten Freunde?“

„Ich glaube, Niemand, den Herr Egerton ſeinen Freund nennt, braucht lange unbekannt zu bleiben, wenn er Ehrgeiz hat; denn es iſt der Grundſatz des Herrn Egerton, nie einen Freund oder einen Dienſt zu vergeſſen.

„Wirklich?“ verſetzte Randal erſtaunt.

„Deshalb," fuhr Lady Frederick fort, „drängen ſich Freunde um ihn auf ſeinem Lebensgange. Er wird noch höher emporſteigen. Die Dankbarkeit, Herr Leslie, iſt eine ſehr gute Politik."

„Hm!" murmelte Herr Leslie.

Sie waren jetzt in das Zimmer gelangt, wo Thee, Brot und Butter die einfachen Erfriſchungen der habitués jener damals abgeſchloſſenſten Geſellſchaft in London waren. Sie zogen ſich in eine Fenſterecke zurück. Lady Frederick entledigte ſich ihres Amtes als Cicerone mit liebenswürdiger Gewandtheit, und begleitete jede Bemerkung über die verſchiedenen Perſonen, die bei ihnen vorüber wandelten, mit Witzen und Anekdoten, die bisweilen gutmüthig waren, aber im allgemeinen ſatyriſch, und immer bezeichnend und unterhaltend.

Jetzt trat auch Frank Hazeldean mit einer jungen Dame von hochmüthigem Weſen, aber mit zarten Zügen, an den Theetiſch.

„Der jüngſte Gardeofficier," ſagte Lady Frederick; „ſehr ſchön, und noch ziemlich unverdorben. — Er iſt aber in eine gefährliche Geſellſchaft gerathen."

Randal: „Die junge Dame, die er am Arme hat, iſt ſchön genug, um gefährlich ſein zu können."

Lady Frederick, lachend: „Dieſe iſt nicht gefährlich für ihn — wenigſtens bis jetzt nicht. Lady Mary (die Tochter des Herzogs von Knaresborough) iſt erſt in ihrem zweiten Jahre. Im erſten Jahre nichts unter einem Earl; im zweiten nichts unter einem Baron. Es wird wenigſtens vier Jahre währen, bis ſie ſich zu niedrigerem Stande herabläßt. Die Gefahr für Herrn Hazeldean iſt anderer Art. Er hat viel Umgang mit Männern, die nicht ganz

mauvais ton ſind, aber gewiß nicht vom beſten Leumund. Doch er iſt ſehr jung; er kann ſich noch herausziehen — wenn er ſein halbes Vermögen zurückläßt. Wie? Er nickt Ihnen zu? Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut; er iſt ein Neffe des Herrn Egerton."

„Wirklich? Das wußte ich nicht. Hazeldean iſt ein neuer Name in London. Ich hörte, ſein Vater ſei ein einfacher Gutsbeſitzer von hübſchem Vermögen, aber nicht, daß er mit Herrn Egerton verwandt ſei."

„Er iſt ſein Halbbruder."

„Wird Herr Egerton die Schulden des jungen Mannes bezahlen? — Er hat ſelbſt keine Söhne."

Randal: „Das Vermögen des Herrn Egerton kommt von ſeiner Gattin, — von meiner Familie, — einer Leslie, — keiner Hazeldean."

Lady-Frederick blickte mit mehr Aufmerkſamkeit in Randal's Züge, wie bisher, und begann von den Leslie's zu ſprechen; aber Randal äußerte ſich ſehr kurz darüber.

Eine Stunde ſpäter befand ſich Randal, der nicht getanzt hatte, noch in dem Erfriſchungszimmer, aber ohne Lady Frederick, und er unterhielt ſich mit einigen alten Etonianern, von denen er erkannt worden war, als eine Dame eintrat, deren Erſcheinen viel Aufſehen machte, ſo daß ein Gemurmel durch das Zimmer ging.

Sie mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre alt ſein. Ihr ſchwarz ſammtenes Kleid bildete einen Gegenſatz mit der Alabaſterweiße ihres Halſes und der klaren, bleichen Geſichtsfarbe, während es die Diamanten, mit denen ſie reichlich geſchmückt war, hervorhob. Ihre Haare waren von dem dunkelſten Schwarz, und ſie trug ſie einfach in Flechten.

Ihre Augen waren auch dunkel und feurig, ihre Züge regelmäßig, aber ihr Ausdruck, wenn im Zustande der Ruhe, nicht einnehmend für solche, die Bescheidenheit und Sanftmuth an weiblichen Wesen lieben. Wenn sie aber sprach und lächelte, war so viel Geist und Leben in den Zügen, so viel Zauber in dem Lächeln, daß Alles, was vorher der Wirkung ihrer Schönheit Eintrag gethan haben mochte, plötzlich verschwand.

„Wer ist die schöne Dame?" fragte Randal.

„Eine Italienerin — eine Marchesa," erwiederte einer der Etonianer.

„Di Negra," fügte ein anderer hinzu, der im Auslande gewesen war; „sie ist Witwe. Ihr Gatte war von der großen genuesischen Familie Negra, von einem jüngern Zweige derselben."

Mehrere Männer versammelten sich jetzt um die schöne Italienerin. Einige Damen vom höchsten Range sprachen mit ihr, aber mit kälterer Höflichkeit, wie Damen von hohem Range gewöhnlich mit Fremden von solcher Bedeutung, wie Madame di Negra. Damen von weniger hohem Range schienen sie zu scheuen, — vielleicht aus Eifersucht. Als Randal die Marchesa mit mehr Bewunderung betrachtete, wie vielleicht bisher ein weibliches Wesen in ihm erregt hatte, hörte er eine Stimme in seiner Nähe sagen:

„O! Madame di Negra ist entschlossen, sich unter uns niederzulassen, und einen Engländer zu heiraten."

„Wenn sie einen finden kann, der Muth genug dazu hat," erwiederte eine weibliche Stimme.

„Nun, sie bemüht sich sehr um Egerton, und er hat Muth genug zu Allem."

Die weibliche Stimme versetzte lachend: „Herr Eger-

ton kennt die Welt zu gut, und hat zu vielen Verſuchungen widerſtanden, um ....."

„Still! — da iſt er!"

Egerton kam in das Zimmer, wie gewöhnlich mit feſtem Schritte und aufrechter Haltung. Randal bemerkte, daß ein ſchneller Blick zwiſchen ihm und der Marcheſa gewechſelt wurde; aber der Miniſter ging mit einer Verbeugung an ihr vorüber.

Randal beobachtete ſie, und zehn Minuten darauf ſaßen Egerton und die Marcheſa in derſelben zurückgezogenen Ecke am Fenſter zuſammen, wo Randal und Lady Frederick ſich vor etwa einer Stunde unterhalten hatten.

„Iſt dies der Grund, weshalb Herr Egerton mich ſo beleidigend warnt, auf ſein Vermögen zu rechnen?" murmelte Randal. „Beabſichtigt er, ſich wieder zu verheiraten?"

Es war ein ungerechter Verdacht; denn in dieſem Augenblicke ſprachen die feſten Lippen von Audley Egerton folgende Worte:

„Nein, theure Madame, ſchreiben Sie nicht meiner aufrichtigen Bewunderung mehr Galanterie zu, wie ſie verdient. Ihre Unterhaltung bezaubert mich; Ihre Schönheit entzückt mich; Ihre Geſellſchaft iſt mir immer ein Feſttag, auf den ich mich nach den Mühſeligkeiten meines Lebens freue. Aber ich habe mit der Liebe abgeſchloſſen, und ich werde mich nie wieder verheiraten."

„Sie reizen mich faſt zu dem Verſuche, Sie zu feſſeln, um Sie dann zurückzuweiſen," erwiederte die Italienerin mit funkelnden Augen.

„Ich biete ſelbſt Ihnen Trotz," antwortete Audley mit ſeinem kalten Lächeln. „Aber um zu der Angelegenheit

zurückzukehren: Sie haben wenigstens mehr Einfluß auf dieſen ſchlauen Geſandten, und ich rechne darauf, daß ich das Geheimniß, von dem wir ſprechen, durch Ihre Vermittlung erfahren werde. Ach! Madame, laſſen Sie uns Freunde bleiben. Sie ſehen, ich habe die ungerechten Vorurtheile gegen Sie beſiegt. Sie werden überall ſo empfangen und aufgenommen, wie es Ihrer Geburt und Ihren Reizen gebührt. Rechnen Sie immer auf mich, wie ich auf Sie. — Aber ich werde zu viel Neid erregen, wenn ich länger hier verweile, und ich bin eitel genug, zu glauben, daß ich Ihrem Rufe ſchaden könnte, wenn ich dem Geſchwätze der Uebelwollenden Stoff gebe. Als der anerkannte Freund kann ich Ihnen dienen — als der vermeintliche Bewerber nicht.“ Audley erhob ſich, indem er dies ſprach, und fügte neben ihrem Stuhle ſtehend nachläſſig hinzu: „A propos! die Summe, welche Sie mir die Ehre erzeigen, von mir zu borgen, wird Ihren Bankiers morgen ausgezahlt werden.“

„Ich ſage Ihnen tauſendmal Dank! — Mein Bruder wird ſich beeilen, das Geld zurückzuzahlen.“

Audley verbeugte ſich. „Ich hoffe, Ihr Bruder wird es mir perſönlich und nicht vorher zurückzahlen. Wann erwarten Sie ihn?“

„O! er hat ſeinen Beſuch nach London wieder verſchoben; man bedarf ſeiner ſo ſehr in Wien. Doch, da wir von ihm ſprechen, erlauben Sie mir zu fragen, ob Ihr Freund, Lord l'Eſtrange, noch immer meinem armen Bruder ſo abgeneigt iſt?“

„Er iſt es noch immer.“

„Es iſt ſchändlich!“ ſagte die Italienerin leidenſchaftlich. „Was hat mein Bruder ihm gethan, daß er gegen den Grafen an ſeinem eigenen Hofe Umtriebe macht?“

„Umtriebe? Ich glaube, Sie thun Lord l'Estrange Unrecht; er machte nur Vorstellungen, die er für nöthig hielt zum Schutze eines zu Grunde gerichteten Verbannten.“

„Und Sie wollen mir nicht sagen, wo dieser Verbannte sich aufhält, oder ob seine Tochter noch lebt?“

„Meine theure Marchesa, ich habe Sie Freundin genannt, deshalb will ich l'Estrange nicht behilflich sein, Ihnen oder den Ihrigen zu schaden. Aber ich nenne l'Estrange auch meinen Freund, und ich kann das Vertrauen nicht verletzen, welches ....“ Audley hielt inne, und biß sich auf die Lippen. „Sie verstehen mich!“ fügte er, mit freundlicherem Lächeln wie gewöhnlich hinzu, und dann entfernte er sich.

Die Italienerin sah ihm mit düsterm Blicke nach, dann, als sie sich erhob, begegneten ihre Augen denen Randal's. Sie betrachteten einander aufmerksam, und beide fühlten einen gewissen Zauber, eine Sympathie — nicht der Neigung, sondern des Geistes.

„Dieser junge Mann hat das Auge eines Italieners,“ murmelte die Marchesa vor sich hin, und als sie bei ihm vorüber in den Ballsaal ging, wendete sie sich um, und lächelte.

Dreizehntes Capitel.

Leonhard und Helene mietheten sich zwei kleine Stuben in einer engen Gasse. Die Nachbarschaft war langweilig genug; die Einrichtung bescheiden, aber ihre Wirthin freundlich. Aus diesem Grunde hatte Helene vielleicht die Wohnung gewählt. Es findet sich nicht immer ein Lächeln auf dem Gesichte einer Wirthin, wenn der Miether arm ist. Aus ihren Fenstern sahen sie auch auf einen grü-

nen Baum, eine Ulme, die ſchlank und hoch auf dem Hofe eines Zimmermannes emporgewachſen war. Dieſer Baum verlieh dem Orte noch ein zweites Lächeln. Sie ſahen die Vögel dort Schutz ſuchen, und wenn der Wind ſich erhob, hörten ſie ſelbſt das angenehme Geſäuſel ſeiner Zweige.

Leonhard ging an demſelben Abende nach Capitän Digby's früherer Wohnung; aber er konnte dort nichts von Freunden oder Beſchützern für Helene erfahren. Die Leute waren grob und mürriſch, und ſagten, der Capitän ſchulde ihnen noch ein Pfund Sterling und ſiebzehn Schilling. Die Forderung ward jedoch von Helenen durchaus in Abrede geſtellt. Am nächſten Morgen begab ſich Leonhard auf den Weg, um den Doctor Morgan aufzuſuchen. Er hielt es für das Beſte, nach der Adreſſe des Doctors bei dem nächſten Apotheker zu fragen, und dieſer ſah höflich in den Court Guide, und gab ihm ein Haus in der Bulſtrode Straße, Mancheſter Square, an. Nach dieſer Straße gelang es Leonhard ſeinen Weg zu finden, indem er ſich ſehr wunderte, daß London nicht ſchöner ſei, ſo, daß Screwstown von den beiden Städten ihm faſt mehr zu gefallen ſchien.

Ein ſchäbiger Diener öffnete die Thüre, und Leonhard bemerkte, daß der enge Gang mit Schachteln, Schränken und mehrern Hausgeräthen angefüllt war. Er wurde in ein kleines Zimmer geführt, mit einem ſehr großen runden Tiſche, auf welchem mehrere Werke über Homöopathie lagen, auch Parys cymbriſcher Plutarch, Davis celtiſche Unterſuchungen, und eine Sonntagszeitung. Ein Porträt des berühmten Hahnemann nahm die Ehrenſtelle über dem Kamingeſimſe ein. Nach einigen Minuten ward die Thüre zu einem innern Zimmer geöffnet, und Doctor

Morgan erſchien, und ſagte höflich: „Treten Sie ein, Sir!“

Der Doctor ſetzte ſich an ein Schreibepult, warf einen flüchtigen Blick auf Leonhard, und dann auf eine große Uhr, die auf einem Tiſche lag. „Meine Zeit iſt kurz, Sir — ich will ins Ausland reiſen, und jetzt, da ich mich bald entferne, kommen die Patienten in Schaaren zu mir. Es iſt zu ſpät. London wird ſeine Gleichgiltigkeit bereuen. Mag es ſein!“

Der Doctor hielt majeſtätiſch inne, und da er in Leonhard's Zügen nicht das Erſtaunen bemerkte, das er erwartet haben mochte, wiederholte er unwillig: „Ich reiſe in's Ausland, Sir! aber ich will Ihren Fall unterſuchen, und meinem Nachfolger Bericht darüber erſtatten. — Hm! Haare kaſtanienbraun; Augen — welche Farbe? Sehen Sie hierher: blau, dunkelblau — hm! Conſtitution nervös. — Was ſind die Symptome?“

„Sir!“ begann Leonhard, „ein kleines Mädchen ....“

Doctor Morgan, ungeduldig: „Kleines Mädchen? — Laſſen Sie nur die Geſchichte Ihrer Leiden auf ſich beruhen; — bleiben Sie bei dem Symptome — bleiben Sie bei dem Symptome!“

Leonhard: „Sie mißverſtehen mich, Doctor; es fehlt mir nichts. — Ein kleines Mädchen ....“

Doctor Morgan: „Schon wieder das Mädchen? — Ah! ich verſtehe; ſie wird krank ſein. — Soll ich zu ihr gehen? — ſie muß ihre Symptome ſelbſt beſchreiben — nach Ihrem Geſchwätze kann ich es nicht beurtheilen. Sie würden mir vielleicht ſagen, ſie hätte die Schwindſucht oder die Dyspepſie, oder eine von dieſen Krankheiten, die es gar nicht gibt — nichts wie allöopathiſche Erfindungen — Symptome, Sir, Symptome ....“

Leonhard, kommt endlich zu Wort: „Sie behandelten ihren armen Vater, den Capitän Digby, als er in der Kutsche mit Ihnen fuhr, und krank wurde. Er ist todt, und sein Kind ist eine Waise.“

Doctor Morgan, in seinem medicinischen Taschenbuche nachsuchend: „Waise? nichts besseres für Waisen, besonders wenn sie untröstlich sind, wie Wolfswurz und Camillen*).“

Es gelang Leonhard mit einiger Mühe, den Homöopathen die Erinnerung an Helenen ins Gedächtniß zurückzurufen, und er berichtete, wie er sich ihrer angenommen, und weshalb er den Doctor Morgan aufgesucht habe.

Der Doctor war sehr gerührt.

„Ich sehe aber wirklich nicht ein,“ sagte er nach einer Pause, „wie ich dem armen Kinde helfen kann. Ich weiß nichts von ihren Verwandten. Dieser Lord Les... wie er auch heißen mag — ich kenne keine Lords in London. Ich kannte Lords, und behandelte sie auch ärztlich, als ich noch ein armseliger Allöopath war. Da ist der Earl von Lansmere, — er hat damals manche blaue Pille von mir Sünder bekommen. Sein Sohn war klüger, er wollte nie Arzneien nehmen. Ein sehr kluger Knabe war dieser Lord l'Estrange, — ich weiß aber nicht, ob er eben so gut, als klug war.“

„Lord l'Estrange? — der Name beginnt mit Les...“

„Unsinn! — er ist immer im Auslande — ein Beweis seiner Klugheit. Ich reise auch in's Ausland. In dieser schrecklichen Stadt kann sich die Wissenschaft nicht entwickeln

*) Es wird nöthig sein, zu bemerken, daß die Homöopathie unsere moralischen Leiden eben so heilen zu können vorgibt, wie unsere physischen Krankheiten, und für jede Art von Traurigkeit ein Kügelchen hat.

— voll Vorurtheile, Sir, und barbariſchen allöopathiſchen und phlebotamiſchen Neigungen ergeben. Ich begebe mich nach dem Lande Hahnemanns, Sir — ich habe meine hieſigen Angelegenheiten geordnet, meine Sachen verkauft, und werde mich am Rhein anſiedeln. Ein natürliches Leben dort, Sir —.die Homöopathie bedarf der Natur — man ſpeiſt dort zu Mittag um 1 Uhr, ſteht um vier Uhr auf, — der Thee wenig bekannt, und die Wiſſenſchaft geachtet. Aber ich vergaß .... Mein Gott! was kann ich für die Waiſe thun?"

„Nun, Sir!" ſagte Leonhard aufſtehend, „der Himmel wird mir Kraft gewähren, ſie zu unterſtützen."

Der Doctor ſah den jungen Mann aufmerkſam an. „Und doch," ſagte er in einem freundlichern Tone, »ſind Sie ihr vollkommen fremd, oder waren es doch, als Sie es übernahmen, ſie nach London zu bringen? Sie haben ein gutes Herz — behalten Sie es immer. Sehr geſund, Sir, ein gutes Herz — das heißt, wenn es nicht übertrieben wird. Aber Sie haben doch Freunde hier in London?"

Leonhard: „Noch nicht, Sir; ich hoffe, ſie mir zu erwerben."

Doctor: „Wie? das wollen Sie? Mir iſt es noch nicht gelungen."

Leonhard erröthete und ließ den Kopf hängen. Er hätte ſagen mögen: „Schriftſteller finden Freunde unter ihren Leſern — ich beabſichtige, ein Schriftſteller zu werden," aber er fühlte, daß die Antwort anmaßend erſcheinen könnte, und ſchwieg daher.

Der Doctor fuhr fort, ihm mit freundlicher Theilnahme Fragen zu ſtellen: „Sie ſagten, Sie ſeien zu Fuß nach London gegangen — geſchah dies aus Liebhaberei, oder aus Sparſamkeit?"

Leonhard: „Aus beiden Gründen, Sir.“

Doctor: „Setzen Sie ſich, und laſſen Sie uns noch ſprechen; ich kann Ihnen eine Viertelſtunde widmen, und ich will ſehen, ob ich Ihnen nützlich ſein kann, nämlich, wenn Sie mir alle Symptome mittheilen — ich meine alle beſondern Umſtände.“

Doctor Morgan ſtellte nun mit jener Gewandtheit, die der Erfahrung des ärztlichen Berufes entſpringt, und da er überdem ein ſcharfſinniger Mann war, ſeine Fragen, und erfuhr bald von Leonhard deſſen Geſchichte und Hoffnungen. Aber als der Doctor, ſeine Einfalt bewundernd, die mit ſeinem unläugbaren Geiſte ſo ſehr im Gegenſatze ſtand, ihn endlich nach ſeinem Namen und ſeiner Verwandtſchaft fragte, und Leonhard darauf erwiedert hatte, ſagte der Homöopath, freudig erſtaunt: „Leonhard Fairfield, der Enkel meines alten Freundes John Avenel von Lansmere? — Ich muß Ihnen die Hand ſchütteln. Erzogen von Miſtreß Fairfield? — Ah! jetzt ſehe ich auch große Familienähnlichkeit — ja; ſehr ähnlich.“

Die Thränen ſtanden in den Augen des Doctors. „Arme Nora!“ ſagt. er.

„Nora? — Kannten Sie meine Tante?“

„Ihre Tante? Ah! — Ja, — ja! — Die arme Nora! — Sie ſtarb faſt in dieſen Armen — ſo jung, ſo ſchön! Ich erinnere mich deſſen, als ob es geſtern geweſen wäre.“

Der Doctor fuhr mit der Hand über die Augen, und verſchlang ein Kügelchen — und bevor der Knabe wußte, wie ihm geſchah, hatte er in ſeinem Wohlwollen ein anderes zwiſchen Leonhard's zitternde Lippen geworfen.

Man hörte ein Klopfen an der Thüre.

„Ha! das iſt mein Patient!“ ſagte der Doctor, indem

er ſeine Faſſung wieder gewann; „ich muß ihn ſehen. Ein chroniſcher Fall — trefflicher Patient — der Tic, Sir. — Ungewöhnlich und intereſſant. — Könnte ich dieſen Tic mit mir nehmen, ſo würde ich nichts weiter vom Himmel verlangen. Kommen Sie am Montag wieder; ich werde Ihnen dann noch etwas mitzutheilen haben. Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben. — Unrecht und Unſinn! — Ich will nach ihr ſehen. Laſſen Sie mir Ihre Adreſſe hier — ſchreiben Sie ſie auf dies Papier. — Ich denke, ich kenne eine Dame, die ſich ihrer annehmen wird. Leben Sie wohl, bis zum nächſten Montag um zehn Uhr!»

Mit dieſen Worten begleitete der Doctor Leonhard hinaus, und führte ſeinen wichtigen Patienten, denn er ſo gern mit nach den Ufern des Rheins genommen hätte, in ſein Zimmer.

Leonhard hatte jetzt nur noch den Herrn zu entdecken, deſſen Name von dem armen Capitän Digby ſo unbeſtimmt ausgeſprochen worden war. Er nahm wieder ſeine Zuflucht zu dem Court Guide, und da er die Adreſſen von zwei bis drei Lords fand, deren Name in der erſten Sylbe jener ihm mitgetheilten ähnlich zu ſein ſchien, und alle ziemlich nahe zuſammen in der Gegend von May Fair wohnten, ſo ſuchte er ſich ſeinen Weg nach dieſem Bezirke, und indem er ſeinen Mutterwitz aufbot, fragte er in den benachbarten Laden nach dem perſönlichen Ausſehen dieſer Herren. Aus Rückſicht für ſeine ländliche Unſchuld erhielt er ſehr höfliche und klare Antworten, aber keiner von den betreffenden Lords entſprach der Schilderung Helenens. Der eine war alt; ein anderer ſehr corpulent; ein dritter bettlägerig — von keinem von ihnen wußte man, daß er einen großen Hund habe. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Name l'Eſtrange,

da er kein Bewohner Londons war, nicht im Court Guide ſtand. Doctor Morgan's Behauptung, dieſer Herr ſei immer im Auslande, hatte unglücklicherweiſe Leonhard den Namen vergeſſen laſſen, der von dem Homöopathen ſo zufällig erwähnt worden war. Helene war nicht ſehr traurig, als ihr junger Beſchützer ſpät zurückkehrte, und ihr von ſeinem ungünſtigen Erfolge erzählte. — Das arme Kind! Sie freute ſich ſo in ihrem Herzen, von ihrem neuen Bruder nicht getrennt zu werden, und Leonhard war gerührt, als er ſah, wie ſie in ſeiner Abweſenheit dem ihm beſtimmten Zimmer ein gewiſſes behagliches und angenehmes Anſehen zu geben gewußt hatte. Seine wenigen Bücher und Papiere waren ſo hübſch an dem Fenſter geordnet, von wo man die grüne Ulme ſehen konnte. Sie hatte der freundlichen Wirthin noch Einiges zur Ausſtattung der Wohnung abgeſchmeichelt, beſonders einen Schreibtiſch von Nußbaumholz und einige Bänder, womit ſie die Vorhänge ſchmückte. Selbſt die alten Strohſtühle hatten durch die Art, wie ſie aufgeſtellt waren, ein ganz anſtändiges Anſehen. Helenen war von den Feen jene Kunſt verliehen worden, die eine Heimat ausſchmückt, und den verlaſſenſten Winkel einer Hütte und eines Dachſtübchens ein Lächeln entlockt.

Leonhard erſtaunte und lobte. Er küßte dankbar ſeine erröthende Gefährtin, und ſie ſetzten ſich freudig zu ihrem beſcheidenen Mahle, als plötzlich ſeine Züge ſich verdüſterten, denn er erinnerte ſich der Worte des Doctors Morgan: „Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben; — es iſt Unrecht und Unſinn! Ich denke, ich kenne eine Dame, die ſich ihrer annehmen wird.“

„Ach!“ ſagte Leonhard traurig, „wie konnte ich es doch vergeſſen;“ und er erzählte Helenen, was ihn be-

trübte. Dieſe ſagte, ſie wolle nicht von ihm gehen. Leonhard freute ſich; dann begann er, wie gewöhnlich, von ſeinen großen Ausſichten zu ſprechen, und indem er ſchnell ſein Mahl beendigte, als ob keine Zeit zu verlieren ſei, ſetzte er ſich gleich an ſeine Papiere. Helene betrachtete ihn traurig, als er ſich über ſein geliebtes Werk beugte. Er erhob ſeine ſtrahlenden Augen von dem Manuſcripte und ſagte: „Nein, nein; du darfſt nicht gehen. Dies muß gelingen, und wir werden zuſammen in einer kleinen hübſchen Hütte wohnen, wo wir mehr wie Einen Baum ſehen können.“ — Aber jetzt ſeufzte Helene, und diesmal antwortete ſie nicht: „nein, ich will nicht gehen.“

Bald darauf ſchlich ſie ſich aus dem Zimmer in ihr eigenes. Dort knieete ſie nieder und betete, etwa mit den Worten: „Beſchütze mich gegen mein eigenes ſelbſtſüchtiges Herz; möge ich dem nie eine Laſt ſein, der ſich meiner angenommen hat.“

Vielleicht ſieht der Schöpfer, wenn er auf dieſe Welt herabblickt, deren wunderbare Schönheit ſich uns immer mehr offenbart, je mehr unſere Wiſſenſchaft ſie von der Poeſie in das Geſetz überträgt, — vielleicht ſieht er nichts ſo Schönes, wie das reine Herz eines unſchuldigen, liebenden Kindes.

Vierzehntes Capitel.

Leonhard ging am nächſten Tage mit ſeinen koſtbaren Manuſcripten auf die Wanderung. Er hatte ſo viel von der modernen Literatur geleſen, daß er die Namen der Hauptbuchhändler in London kannte; zu dieſen ging er mit kühnem Schritte, wenn auch mit klopfendem Herzen.

An dieſem Tage blieb er länger aus, wie am vorigen

und als er zurückkehrte und in das kleine Zimmer trat, ſtieß Helene einen Schrei aus, denn ſie erkannte ihn kaum wieder. Es ſprach ſich in ſeinen Zügen eine tiefe und troſtloſe Verzweiflung aus. Er ſetzte ſich ſchweigend hin, und küßte ſie diesmal nicht, als ſie zu ihm trat. Er fühlte ſich ſo gedemüthigt. Er war ein entthronter König. Er ſollte für ein anderes Leben ſorgen!

Sie ſchmeichelte ihm endlich ſeinen Tagesbericht ab. Der Leſer weiß ſchon zu gut, wie er iſt, als daß wir ihn genau zu wiederholen brauchen. Die meiſten Buchhändler hatten ſich beſtimmt geweigert, ſeine Manuſcripte anzuſehen. Einige durchblickten ſie gutmüthig, gaben ſie ihm aber gleich zurück mit einigen höflichen Worten des Ablehnens. Nur ein Buchhändler, der ſelbſt literariſch gebildet war, und in ſeiner Jugend dieſelben bittern Enttäuſchungen erfahren hatte, die jetzt das Dorfgenie erwarteten, ließ ſich auf freundliche, aber ſtrenge Erörterungen und Ermahnungen gegen den unglücklichen Jüngling ein. Dieſer Herr las einen Theil von Leonhard's gelungenſtem Gedichte mit Aufmerkſamkeit, und ſelbſt mit aufrichtiger Bewunderung. Er wußte das Talent, das ſich darin ausſprach, zu würdigen. Er nahm innigen Antheil an der Geſchichte des jungen Mannes, ſelbſt an ſeinen Hoffnungen, und ſagte dann:

„Wenn ich dieſes Gedicht für Sie veröffentlichte, würde ich als Geſchäftsmann bedeutenden Verluſt haben. Wollte ich aus Theilnahme für den Verfaſſer alles drucken laſſen, was ich bewundere, ſo würde ich mich zu Grunde richten. Aber angenommen auch, ich veröffentlichte dieſes Manuſcript — da ich wirklich überzeugt bin, daß es ein Beweis von nicht gewöhnlichen poetiſchen Anlagen iſt — nicht als Geſchäftsmann, ſondern als Verehrer der Literatur, ſo

würde ich, wie ich fürchte, Ihnen damit durchaus keinen Dienſt erzeigen, und Sie vielleicht für Ihr ganzes Leben unfähig zu den Anſtrengungen machen, auf denen Ihre fernere Unabhängigkeit beruht.»

»Wie? Sir!» erwiederte Leonhard. »Zwar möchte ich nicht, daß Sie ſich um meinetwillen Schaden zufügen...» ſetzte er hinzu, mit ſtolzen Thränen in den Augen.

„Wie? mein junger Freund! — Ich will mich weiter erklären. Es ſpricht ſich ſo viel Talent in dieſen Verſen aus, daß allerdings in einigen Journalen ſchmeichelhafte Urtheile zu erwarten ſind.»

„Sie würden dieſe leſen, ſich als Dichter anerkannt finden, und ſagen: „Ich bin auf dem Wege zum Ruhme.» Sie würden zu mir kommen, und fragen: „Wie verkaufen ſich meine Gedichte?» Ich würde nach einem ſchwer belaſteten Bücherbrete zeigen, und erwiedern: „Nicht zwanzig Exemplare! Die Journale mögen loben, aber das Publicum will nicht kaufen.» Doch Sie würden ſagen, daß Sie ſich einen Namen erworben haben. Ja, einen Namen als Dichter, der gerade genügend bekannt iſt, um jeden praktiſchen Geſchäftsmann abgeneigt zu machen, Ihren Talenten irgend einen beſtimmten Wirkungskreis im Leben zu eröffnen. Niemand mag einen Dichter beſchäftigen — es iſt ein Name, der Ihnen keinen Penny einbringt; ja noch ſchlimmer, der eine Schranke iſt gegen alle Lebensbahnen, durch die man zu Vermögen gelangt. Da Sie ſich nun einmal des Lebens erfreut haben, werden Sie ſich ferner danach ſehnen; es wird Ihnen vielleicht nie wieder gelingen, einen Buchhändler zu finden, der Gedichte von Ihnen drucken läßt; aber Sie werden um die Sitze der Muſen umherſchwärmen, für Zeitſchriften arbeiten, und zuletzt der Lohndiener eines

Buchhändlers werden. Ihre Einnahme wird so unbestimmt und unsicher sein, daß Sie Schulden nicht vermeiden können; dann werden Sie — jetzt noch so voll Hoffnungen, und mit so viel Selbstgefühl — noch tiefer hinabsinken zum literarischen Bettler, — betteln, — borgen ...."

„Nein; niemals!" sagte Leonhard, sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Dies würde meine Laufbahn gewesen sein," fuhr der Buchhändler fort; „aber ich hatte glücklicherweise einen reichen Verwandten, einen Geschäftsmann, dessen Beruf ich als Knabe verachtete, der aber freundlich meine Thorheit verzieh, und mich als Lehrling annahm. Hier bin ich jetzt, und ich kann sowohl Bücher schreiben, wenn ich will, als sie verkaufen. — Junger Mann, Sie müssen achtbare Verwandte haben, — folgen Sie ihrem Rathe, und wenden Sie sich einem bestimmten Berufe zu. Sein Sie lieber alles Andere in dieser Stadt, wie ein Dichter."

„Wie konnte es denn Dichter geben, Sir? hatten sie noch andern Beruf?"

„Lesen Sie ihre Lebensbeschreibungen, und dann beneiden Sie die Dichter."

Leonhard schwieg einen Augenblick, dann erhob er sein Haupt, und antwortete laut und schnell: „Ich habe ihre Lebensbeschreibungen gelesen. Ja, ihr Loos war Armuth — vielleicht Hunger; aber ich beneide sie doch, Sir!"

„Armuth und Hunger sind geringe Uebel," erwiederte der Buchhändler mit einem ernsten Lächeln. „Es gibt noch schlimmere — Schulden und Schande, und — Verzweiflung."

„Nein, Sir! nein — Sie übertreiben; dies war nicht das Loos aller Dichter."

„Freilich, die meisten unserer bedeutendsten Dichter

hatten einiges Vermögen, und was andere betrifft, nun, ſo haben nicht alle, die in die Lotterie ſetzten, Nieten gezogen. Wer könnte aber deshalb Jemanden rathen, ſeine ganze Hoffnung auf den Wechſelfall eines Gewinnes in einer Lotterie zu ſetzen? — Und welcher Lotterie!» ſeufzte der Buchhändler, indem er auf die Druckbogen und Werke blickte, die wie Blei auf ſeinen Bücherbretern lagen.

Leonhard drückte ſein Manuſcript an ſein Herz, und eilte davon.

„Ja!» murmelte er, als Helene ſich an ihn ſchmiegte, und ihn zu tröſten ſuchte, — „ja; London iſt ſehr groß, ſehr mächtig, und ſehr grauſam!» und ſein Kopf ſank noch tiefer auf ſeine Bruſt.

Die Thüre ward plötzlich weit aufgeriſſen, und unangemeldet trat Doctor Morgan ein.

Das Kind wendete ſich um, und bei ſeinem Anblicke gedachte ſie ihres Vaters, und die Thränen, welche ſie um Leonhard's willen zu unterdrücken geſucht hatte, brachen aus.

Der gute Doctor erwarb ſich bald das Vertrauen dieſer beiden jungen Herzen. Nachdem er Leonhard's Geſchichte von ſeinem in einem Tage verlornen Paradieſe gehört hatte, klopfte er ihm auf die Schulter und ſagte: „Gut; kommen Sie am Montag zu mir, und wir wollen weiter ſehen, was ſich thun läßt. Vorläufig borgen Sie dies von mir ...» und er wollte drei Goldſtücke in ſeine Hand gleiten laſſen. Leonhard war entrüſtet. Er erinnerte ſich der Worte des Buchhändlers. Ein Bettler? — Nein, dahin war es mit ihm noch nicht gekommen! Er benahm ſich faſt roh und wild in ſeiner Weigerung, aber der Doctor war ihm deswegen nicht weniger zugethan.

„Sie ſind ein hartnäckiger Menſch," ſagte der Homöopath, indem er ſeine Goldſtücke wieder einſteckte. „Wollen Sie ſich mit einer praktiſchen und proſaiſchen Arbeit beſchäftigen, und die Poeſie eine Zeitlang ruhen laſſen?"

„Ja!" erwiederte Leonhard entſchieden, „ich will arbeiten."

„Nun gut. Ich kenne einen braven Buchhändler, und er wird Ihnen einige Beſchäftigung geben. Jedenfalls ſind Sie dann doch unter Büchern, und das wird einiger Troſt ſein."

Leonhard's Augen funkelten. „Ein großer Troſt, Sir!" Er drückte die Hand, die er vorhin zurückgeſtoßen hatte, an ſein dankbares Herz.

„Aber," fuhr der Doctor in ernſtem Tone fort, „Sie fühlen wirklich einen ſtarken Antrieb, Verſe zu machen?"

„Ich fühlte ihn, Sir!"

„Ein ſehr ſchlechtes Sympton; und Rückfälle müſſen verhindert werden! Hier — ich habe mit dieſem neuen Mittel ſchon drei Propheten und zehn Dichter geheilt."

Mit dieſen Worten hatte er ſeine Taſchenapotheke hervorgezogen und ein Kügelchen daraus genommen. »Agaricus muscarius, aufgelöſt in einem Glas deſtillirten Waſſers, und einen Theelöffel voll bei jedem Anfalle. — Sir, dies Mittel würde Milton ſelbſt curirt haben."

„Jetzt, was Sie betrifft, mein Kind," ſich zu Helenen wendend, »ich kenne eine Dame, die ſehr freundlich gegen Sie ſein wird. Es iſt keine Stellung der Dienſtbarkeit. Sie ſucht ein Mädchen, die ihr vorleſen und ſie pflegen kann; — ſie iſt alt, und hat keine Kinder. Sie bedarf einer Geſellſchafterin, und zieht ein Mädchen von Ihrem Alter einer ältern vor. Wird Ihnen dies zuſagen?"

Leonhard trat bei Seite.

Helene neigte ſich zu des Doctors Ohr und flüſterte: „Nein; ich kann ihn jetzt nicht verlaſſen — er iſt ſo traurig!“

„Mein Gott!“ erwiederte der Doctor, „Sie beide müſſen Paul und Virginie geleſen haben. Könnte ich nur in England bleiben, ſo würde ich verſuchen, wie Ignatia in dieſem Falle wirken möchte, — ein intereſſantes Experiment. Hören Sie mich an, kleines Mädchen, — und gehen Sie aus dem Zimmer, Sir!“

Leonhard entfernte ſich mit abgewendetem Geſichte. Helene wollte ihm unwillkürlich nacheilen, aber der Doctor hielt ſie zurück, und zog ſie auf ſein Knie.

„Wie iſt doch Ihr Vorname? — Ich vergaß es.“

„Helene.“

„Helene, hören Sie mich an. In einigen Jahren werden Sie eine junge Dame ſein, und es wäre ſehr Unrecht, mit dieſem jungen Manne allein zu wohnen. Auch jetzt haben Sie nicht das Recht, alle ſeine Thatkraft zu lähmen. Sie dürfen ſich nicht an ſeinen rechten Arm hängen — Sie würden ihn zu ſehr belaſten, und ihn zu Boden drücken. Ich reiſe bald ab, und wenn ich fort bin, wird Niemand Ihnen helfen können, wenn Sie die Freundin zurückweiſen, die ich Ihnen anbiete. Thun Sie, was ich Ihnen anrathe; denn ein ſo beſonders reizbares kleines Mädchen (eine ganz ausgeſprochene Pulsatilla-Conſtitution) kann nicht hartnäckig und ſelbſtſüchtig ſein.“

„Wenn ich ihn nur glücklich ſehe, Sir!“ ſagte ſie in feſtem Tone, „ſo will ich thun, was Sie wünſchen.“

„Es ſoll für ihn geſorgt werden, und morgen, während er nicht zu Hauſe iſt, will ich kommen, und Sie abholen.

Nichts iſt ſo ſchmerzlich, wie Abſchied nehmen — es erſchüttert das Nervenſyſtem und iſt eine Vergeudung der animaliſchen Kräfte.»

Helene ſchluchzte laut, dann entwand ſie ſich dem Doctor, und ſagte: „Aber er darf doch wiſſen, wo ich bin? — Wir dürfen uns doch bisweilen ſehen? Ach Sir! wir begegneten uns zuerſt an dem Grabe meines Vaters, und ich glaube, der Himmel hat ihn mir geſendet. Trennen Sie uns nicht für immer!»

„Dann müßte ich ein Herz von Stein haben,» erwiederte der Doctor in feſtem Tone. „Miß Starke wird erlauben, daß er Sie jede Woche einmal beſucht. Ich will ihr ſchon ein Mittel geben, um ſie dazu zu veranlaſſen. Sie iſt ſonſt gleichgiltig gegen Andere, aber ich will ihre ganze Conſtitution verändern, und ſie zur Theilnahme bewegen durch — Rhododendron und Arſenik!»

Fünfzehntes Capitel.

Bevor der Doctor ſich entfernte, ſchrieb er einige Zeilen an Hern Prickett, Buchhändler — Holborn, — und ſagte Leonhard, er möge das Billet am nächſten Morgen dorthin mitnehmen. „Ich will heute Abend noch ſelbſt mit Prickett ſprechen, und ihn auf Ihren Beſuch vorbereiten. Ich hoffe aber, daß Sie nur einige Tage dort werden zu verweilen haben.»

Er gab dann dem Geſpräche eine andere Wendung, um ſeine Pläne in Betreff Helenens zu erörtern. Miß Starke wohnte in Highgate — eine würdige Dame, ſteif und zierlich, wie alte Jungfern bisweilen ſind, aber eine ganz paſſende Stelle für ein kleines Mädchen wie Helene, und

Leonhard würde gewiß Erlaubniß erhalten, ſie zu beſuchen.

Leonhard hörte zu, und wagte keinen Widerſpruch. Jetzt, da ſein Tagestraum verſcheucht war, hatte er nicht das Recht, Helenens Beſchützer zu ſein. Er hätte ihr einen Antheil an ſeinem Reichthume und Ruhme anbieten können, aber an ſeiner Armuth und Dienſtbarkeit — nein!

Es war ein ſehr trauriger Abend zwiſchen ihm und dem Kinde. Sie ſaßen ſpät zuſammen, bis ihr Licht ganz ausgebrannt war; aber ſie ſprachen nicht viel, ſondern ſeine Hand hielt die ganze Zeit über die ihrige, und ihr Kopf lehnte ſich an ſeine Schulter. Ich fürchte, als ſie ſich trennten, fanden ſie den Schlaf nicht.

Als Leonhard am nächſten Morgen ausging, ſtand Helene an der Straßenthüre, und ſah ihm nach, während er ſich langſam entfernte. In jener engen Gaſſe waren gewiß viele traurige Herzen, aber keines mochte es jetzt ſo ſehr ſein, wie das des ſtillen Kindes, als die Geſtalt, welche ſie beobachtete, entſchwunden war, und ſie noch immer an der verlaſſenen Schwelle ſtand, und in den leeren Raum hinausſtarrte.

Sechzehntes Capitel.

Herr Prickett glaubte an die Homöopathie, und erklärte, zur Entrüſtung aller Apotheker in der Gegend von Holborn, Doctor Morgan habe ihn von einem chroniſchen Rheumatismus geheilt. Der gute Doctor ging, wie er verſprochen hatte, zu Herrn Prickett, als er Leonhard verließ, und erſuchte ihn um einige leichte Beſchäftigung für den Knaben, die als Beweggrund zu einem beſcheidenen wöchentlichen Gehalte dienen könne. „Es wird nicht für lange

Zeit ſein," ſagte der Doctor, „ſeine Verwandten ſind achtbar und in guten Umſtänden. Ich will an ſeine Großältern ſchreiben, und in einigen Tagen hoffe ich, Ihnen die Laſt wieder abnehmen zu können. Im Falle Sie ſeiner nicht bedürfen, will ich Ihnen natürlich zurückzahlen, was er während der Zeit koſtet."

Herr Prickett, der auf Leonhard vorbereitet war, empfing ihn ſehr freundlich, und ſagte nach einigen Fragen, Leonhard könne ihm ſehr nützlich ſein bei Anfertigung ſeines Bücherverzeichniſſes; auch bot er ihm dafür die anſtändige Summe von einem Pfund Sterling wöchentlich an.

Da er ſo in eine Welt von Büchern gerieth, größer wie die, zu der er je Zugang gefunden hatte, ſo kehrte ſchon beim Anblicke dieſer ehrwürdigen Bände dem Dorfgelehrten jener frühere göttliche Traum des Wiſſens zurück, dem die Poeſie entſprungen war. Die im Grunde nicht ſehr große Sammlung des Herrn Prickett enthielt aber nicht nur die gewöhnlichen ausgezeichneten Werke, ſondern auch viele ſeltene. — Während Leonhard das Verzeichniß anfertigte, warf er manchen ſchnellen Blick in die Bände, wie ſie ihm in die Hand kamen. Der Buchhändler, ein Liebhaber alter Bücher, freute ſich, ein verwandtes Gefühl in ſeinem neuen Gehilfen zu finden (welches Gefühl ſein Ladendiener bisher nie gezeigt hatte), und er ſprach von ſeltenen Ausgaben, und weihte Leonhard in manche Geheimniſſe des Bücherkenners ein.

Nichts konnte dunkler und ſtaubigter ſein, wie der Buchhändlerladen. Außerhalb war ein Verſchlag mit wohlfeilen Büchern und merkwürdigen Werken, um die ſich immer eine aufmerkſame Gruppe verſammelte, während im Innern eine Gaslampe Tag und Nacht brannte.

Leonhard verging die Zeit ſchnell. Er vermißte nicht die grünen Felder; er vergaß ſeine Enttäuſchungen; er dachte ſelbſt nicht ſo oft mehr an Helenen. O ſeltſame Leidenſchaft des Wiſſens! nichts erhebt ſo wie du unſere Kraft und unſere Andacht!

Herr Prickett war unverheiratet, und lud Leonhard ein, ſein Mittageſſen, einen kalten Hammelbraten, mit ihm zu theilen. Während des Eſſens blieb der Diener im Laden, und Herr Prickett war ſehr geſprächig und angenehm. Leonhard gefiel ihm, und als er ihm ſeine Abenteuer mit den Buchhändlern erzählte, rieb ſich Herr Prickett die Hände und lachte, wie über einen Hauptſpaß. „O, geben Sie die Poeſie auf, und bleiben Sie beim Geſchäfte," ſagte er, „und um Sie für immer von der thörichten Laune, ein Schriftſteller zu werden, zu heilen, will ich Ihnen das Leben und die Werke von Chatterton leihen. Sie müſſen das Buch mit nach Hauſe nehmen und es leſen, bevor Sie zu Bette gehen. Sie werden dann morgen als ein ganz neuer Mann wiederkommen."

Erſt ſpät Abends, nachdem der Laden geſchloſſen war, kehrte Leonhard in ſeine Wohnung zurück. Als er in das Zimmer trat, befremdete ihn das Schweigen und die Leere. Helene war fort. Auf dem Tiſche, an welchem er zu ſchreiben pflegte, ſtand ein Blumentopf mit einem Roſenſtocke, und daneben lag ein Stück Papier, auf welchem geſchrieben war:

„Mein theurer Bruder Leonhard! Gott ſegne dich! Ich will dich benachrichtigen, wann wir uns wieder ſehen können. Nimm dich dieſer Roſe an, Bruder; und vergiß nicht die arme Helene."

Ueber dem Worte „vergiß" war ein großer runder

Fleck, wie von einer Thräne, der das Wort faſt unleſerlich machte.

Leonhard ſtützte ſein Geſicht auf die Hände, und zum erſten Male in ſeinem Leben fühlte er, was die Einſamkeit iſt. Er konnte es nicht lange in dem Zimmer aushalten. Er ging wieder hinaus, und wanderte zwecklos in den Straßen hin und her. Er verließ jene ſtille und weniger beſuchte Gegend; er miſchte ſich unter die Menge, die in den belebtern Straßen umherſchwärmte. Hunderte und Tauſende gingen bei ihm vorüber, und doch — welche Einſamkeit!

Er kehrte zurück, zündete ſein Licht an, und zog entſchloſſen den Chatterton hervor, den ihm der Buchhändler geliehen hatte. Es war eine alte Ausgabe in einem dicken Bande. Er hatte offenbar einem Zeitgenoſſen des Dichters angehört — wahrſcheinlich einem Bewohner von Briſtol —, der viele Anekdoten aus Chatterton's Leben geſammelt, ja ſelbſt ihn geſehen zu haben und in ſeiner Geſellſchaft geweſen zu ſein ſchien, denn das Buch enthielt weiße Blätter, die mit Bemerkungen in einer ſteifen, deutlichen Hand beſchrieben waren, und perſönliche Bekanntſchaft mit dem unſterblichen Todten darlegten. Anfangs las Leonhard mit Anſtrengung, dann ergriff ihn der eigenthümliche und wilde Zauber dieſes Lebens mit Schmerz und Schrecken; — dieſes Jünglings, der ungefähr in dem Alter, welches Leonhard erreicht hatte, von ſeiner eigenen Hand geſtorben war; — dieſes wunderbaren Jünglings von unvergleichbarem Genie, dem größten, das je in dem Alter von achtzehn Jahren entwickelt und verlöſcht wurde, der ſich ſelbſt gebildet und geopfert hatte. Nichts in der Literatur kommt dieſem Leben und dieſem Tode gleich.

Mit inniger Theilnahme las Leonhard die Geſchichte der geiſtreichen Täuſchung, die ſo ſtrenge und ſo unſinnig als ein Verbrechen der Verfälſchung ausgelegt worden, und die (wenn nicht ganz unſchuldig) den literariſchen Täuſchungen ſo ähnlich war, die man immer in andern Fällen mit Nachſicht beurtheilt, und die in dieſem Falle ſo erſtaunliche geiſtige Fähigkeiten darlegte, — ſo viel Geduld, Arbeit, Muth und Natürlichkeit — Eigenſchaften, welche, gut geleitet, Männer berühmt machen, nicht allein durch Bücher, ſondern auch durch Handlungen. Als er ſich nun von der Geſchichte der Täuſchung zu den Gedichten ſelbſt wendete, beugte ſich mit ehrfurchtsvoller Bewunderung der junge Leſer vor ihrer Schönheit. Wie hatte dieſer merkwürdige Jüngling aus Briſtol ſeine rohen und verſchiedenartigen Stoffe zu einer Muſik verarbeitet, die jeden Ton, vom einfachſten bis zum erhabenſten, umfaßte? — Er wendete ſich wieder zu der Lebensbeſchreibung — er las weiter — er ſah den ſtolzen, kühnen, traurigen Geiſt allein in der großen Stadt, ſo wie auch er es war. Er verfolgte ſeine ſchreckliche Laufbahn; — er ſah ihn mit verletztem und beſchmutztem Fittich in den Staub ſinken. Er wendete ſich wieder ſeinen letzten Arbeiten zu, die der Broterwerb ihm abgedrungen hatte, — den Satyren ohne moraliſche Größe, — der Politik ohne ehrlichen Glauben. Er entſetzte ſich und ſchauderte, als er dies las. Selbſt hier erkannte ſein dichteriſcher Geiſt (indem vielleicht nur Dichter es vermögen) das göttliche Feuer in dieſem geringern und unedlern Stoffe; — er erkannte noch in dieſen übereilten Opfern, die der harten Nothwendigkeit gebracht wurden, die Hand des jungen Rieſen, der die ſtattlichen Verſe Rowley's geſchrieben hatte, aber ach! wie verſchieden von denſelben.

Wie sehr war alle Heiterkeit und Freude entwichen aus diesen Leistungen einer zum Tagewerk erniedrigten Kunst! Dann kam schnell die Katastrophe; — die verschlossene Thüre; — das Gift; — der Selbstmord; — die von den Händen verzweifelnder Wuth zerrissenen und um die Leiche zerstreut liegenden Manuscripte. Es war schrecklich! Das Gespenst des titanischen Knaben (wie er in den Randbemerkungen geschildert war) mit seiner hohen Stirn, seinem spöttischen Lächeln, seinen feurigen Augen verfolgte die ganze Nacht hindurch das enttäuschte und einsame Kind der Poesie.

Siebzehntes Capitel.

Oft wird, was den menschlichen Geist von irgend einer besondern Richtung abziehen sollte, die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Man sollte glauben, das Lesen der Zeitungen, wenn sie Verbrechen und Hinrichtungen schildern, würde Alle warnen, die Verbrechen beabsichtigen oder die Möglichkeit ihrer Entdeckung befürchten. Es ist aber bekannt, daß manches Verbrechen durch Erwägung und Nachdenken über das Geschick eines Vorgängers entstanden ist. Es liegt ein Zauber in dem Dunkeln und Verbotenen, der sich seltsamerweise nur in der Fiction verliert. Niemand kommt in Versuchung, seinen Neffen zu ermorden, oder seine Frau zu ersticken, wenn er Richard den Dritten oder Othello gelesen hat. Die Wirklichkeit ist nothwendig, um die Gefahr der Ansteckung zu bedingen. Es war nun diese Wirklichkeit in dem Geschicke und Leben, und endlich in dem Selbstmorde Chatterton's, die sich Leonhard's Gedanken aufdrang, und wie ein sichtbares böses Wesen, einer dunklen Wolke gleich, Uebel um sich auf-

häufte. In dem Charakter Chatterton's, ſeinen Prüfungen und ſeinem Geſchicke, lag Vieles, das Leonhard wie ein kühner und koloſſaler Schatten ſeines eigenen Ich erſchien. — Ach, der Buchhändler hatte in einer Beziehung Recht gehabt, denn er kam am nächſten Tage wie ein neuer Mann zu ihm zurück, und es ſchien ſelbſt ihm, als habe er mit Helenen einen guten Engel verloren. „O! wäre ſie an meiner Seite geweſen," dachte er. „O! hätte ich die Berührung ihrer vertrauenden Hand gefühlt, daß ſie, mich von den traurigen Trümmern dieſes Lebens emporziehend, erhaben über der Sündfluth zu erhalten geſucht, und ihr milder Blick mir von unſchuldiger, ſorgloſer, genügſamer Kindheit geſprochen hätte! — Ach! wenn ich ihr noch nothwendig wäre, — noch ihr einziger Leiter und Beſchützer, — dann könnte ich zu mir ſelbſt ſagen: Du darfſt nicht verzweifeln und ſterben! du mußt für ſie leben und kämpfen. Aber nein, nein! — nur dieſes unendliche und ſchreckliche London — die Einſamkeit des öden Dachſtübchens, und dieſe unheimlichen Augen, die mich verfolgen unter den Menſchen und in der Einſamkeit!"

Achtzehntes Capitel.

Am nächſten Montag öffnete der ſchäbige Diener des Doctors Morgan die Thür einem jungen Manne, in welchem er anfangs einen frühern Beſuch nicht wieder erkannte. Einige Tage vorher hatte Leonhard Fairfield, gebräunt von einer geſunden Fußreiſe, mit heiterem Blicke und mit ſorgloſer Zuverſicht an dieſer Schwelle geſtanden. Jetzt aber ſtand er wieder hier, bleich und abgehärmt, mit den tiefen Zügen, die ſchlafloſe Nächte und ſorgenvolle Gedanken ver-

rathen, und in ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich eine düſtere Traurigkeit aus.

„Ich bin auf heute beſtellt worden,“ ſagte er mürriſch, als der Bediente zu zögern ſchien. — „Mein Herr wurde eben zu einem Patienten gerufen; ich bitte, Sir, warten Sie,“ ſagte er, und ließ ihn in das kleine Vorzimmer eintreten. Einige Augenblicke darauf wurden zwei Frauenzimmer, die den Arzt zu Rathe ziehen wollten, eingelaſſen, und ſie begannen ſehr laut zu ſprechen. Sie ſtörten dadurch Leonhard's ungeſellige Gedanken. Er bemerkte, daß die Thüre zu der Empfangsſtube des Doctors halb offen ſei, und da er den Brauch nicht kannte, welcher ſolche penetralia für geheiligt hält, trat er hinein, um dem Geplauder zu entgehen. Er warf ſich in des Doctors abgenutzten Armſtuhl, und murmelte vor ſich hin: „Weshalb hat er mich zu ſich beſchieden? — Was kann er Neues für mich beabſichtigen? — Und wenn es eine Gunſt iſt, ſoll ich ſie annehmen? — Er hat mir die Mittel verſchafft, mir mein Brot mit Arbeit zu erwerben; das iſt Alles, was ich von ihm, wie von irgend einem Menſchen verlangen kann, und annehmen darf.“

Während dieſes Selbſtgeſpräches fiel ſein Blick auf einen Brief, der offen auf dem Tiſche lag. Er wurde betroffen, denn er erkannte die Handſchrift; — es war dieſelbe, wie in dem Briefe, in welcher ſeiner Mutter fünfzig Pfund Sterling geſchickt wurden dem Briefe ſeiner Großältern. Er las ſeinen eigenen Namen; las noch etwas mehr, — Worte, die ſein Blut in ſeinen Adern wie Eis erſtarren ließen. Als er ſo erſchrocken daſtand, ward plötzlich eine Hand auf den Brief gelegt, und eine zornige Stimme fuhr ihn an: „Wie können Sie in mein Zimmer kommen, und meine Briefe leſen?“

Leonhard legte ſeine Hand feſt auf die des Doctors, und ſagte in entſchiedenem Tone: »Dieſer Brief bezieht ſich auf mich, — gehört mir an, — beugt mich darnieder. — Ich habe genug geſehen, um das zu wiſſen. Ich verlange, Alles zu leſen — Alles zu erfahren!«

Der Doctor ſah ſich um, und da er bemerkte, daß die Thüre in das Wartezimmer noch offen ſtand, ſtieß er ſie mit dem Fuße zu, und ſagte dann leiſe: „Was haben Sie geleſen? Sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Nur zwei Zeilen, und man nennt mich — man nennt mich . . .“ Leonhard's Körper erzitterte vom Kopfe bis zu den Füßen, und die Adern an ſeiner Stirn ſchwollen furchtbar an. Er konnte den Satz nicht beendigen. Es war ihm, als ob ein Ocean durch ſein Gehirn woge und in ſeinen Ohren brauſe. Der Doctor bemerkte auf einen Blick, daß ſein Zuſtand für den Körper gefährlich ſei; er antwortete ſchnell und beſchwichtigend: „Setzen Sie ſich; — ſeien Sie ruhig; — Sie ſollen Alles erfahren — Alles leſen; — trinken Sie dies Waſſer!“ und er ſchüttete in ein Glas reines Waſſer einige Tropfen aus einem kleinen Fläſchchen.

Leonhard ſetzte ſich mechaniſch, denn er konnte ſich auch wirklich nicht mehr aufrecht erhalten. Er ſchloß ſeine Augen, und kurze Zeit war es, als wolle das Leben ihn verlaſſen; dann erholte er ſich wieder, und ſah den Blick des theilnehmenden Doctors mit vielem Mitleide auf ſich verweilen. Er ſtreckte ſchweigend ſeine Hand nach dem Briefe aus. „Warten Sie noch etwas,“ ſagte der Arzt bedenklich, „und hören Sie mich an. — Es iſt ſehr unglücklich, daß Sie einen Brief geſehen haben, der nicht für Sie beſtimmt war und der Andeutungen auf ein Geheimniß enthält, das

Sie nie hätten erfahren ſollen. Aber wollen Sie mir auf Ihr Ehrenwort verſprechen, wenn ich Ihnen mehr mittheile, es geheim zu halten vor Miſtreß Fairfield, vor den Avenel's, vor Allen? — Ich habe mich ſelbſt dazu verpflichtet, und kann es Ihnen nur unter derſelben Bedingung anvertrauen.»

„Es gibt nichts, wie es ſcheint,» murmelte Leonhard mit bitterem Lächeln, „nichts, worauf ich ſtolz ſein, und deſſen ich mich rühmen dürfte. Ja; ich verſpreche es; — den Brief! den Brief!»

Der Doctor gab ihn Leonhard in die rechte Hand, und legte ruhig ſeinen Zeigefinger und Daumen an das Gelenk der linken, wie Aerzte es zu thun pflegen, wenn ein Schlachtopfer auf der Folterbank ausgeſtreckt liegt. „Der Puls geht langſamer,» murmelte er; „ein treffliches Mittel, die Wolfswurz!» Inzwiſchen las Leonhard wie folgt:

„Doctor Morgan!»

„Sir! Ich empfing Ihren Brief, und es freut mich, zu hören, daß der arme Knabe ſicher und wohl iſt. Er hat ſich aber ſchlecht und undankbar gegen meinen guten Sohn Richard benommen, welcher der ganzen Familie zur Ehre gereicht, und ſich ſelbſt zum Gentleman gemacht hat, und ſehr freundlich gegen den Knaben war, da er nicht wußte, wer und was er iſt. Ich mag ihn nie wiederſehen — den Knaben. Der arme John war noch mehrere Tage darauf krank und unruhig. John iſt jetzt ein armes Geſchöpf, und hat einen Schlaganfall gehabt. Er ſprach von nichts, wie von Nora. — Die Augen des Knaben gleichen ſo ſehr denen ſeiner Mutter. Ich kann das Kind der Schande nicht ſehen. Er kann zu uns nicht kommen — ums

Himmelswillen! Sir, verlangen Sie es nicht — es iſt unmöglich. Wir ſind immer ſo achtbar geweſen — und ſolche Schande! Laſſen Sie ihn, wo er iſt, geben Sie ihn in die Lehre, ich will Alles bezahlen. Sie behaupten, Sir, daß er Anlagen und Fähigkeiten zum Lernen habe; das ſagte auch der Pfarrer Dale, und wollte, wir ſollten ihn ins College ſchicken, wo er eine Rolle ſpielen könnte. Dann würde aber Alles bekannt. Es wäre mein Tod, Sir, ich könnte nicht in meinem Grabe ſchlafen, Sir — Nora, auf die wir Alle ſo ſtolz waren. Sündige Geſchöpfe, die wir Alle ſind! Nora's guter Name, den wir gerettet hatten, iſt jetzt dahin — und Richard, der ſo viel Ehrgeiz hat, und die arme, arme Nora ſo ſehr liebte, — er könnte ſeinen Kopf nicht wieder emporhalten. Laſſen Sie ihn keine Rolle ſpielen in der Welt, — laſſen Sie ihn einen Handelsmann werden, wie wir es auch waren; — welches Geſchäft er will, — und uns nicht wieder beunruhigen, ſo lange er lebt. Dann will ich für ihn beten und ihm Glück wünſchen. Haben wir nicht Elend genug davon gehabt, daß wir ein Kind über ſeine Anſprüche erzogen? Nora, von der ich zu ſagen pflegte, ſie ſei wie die erſte Dame im Lande! — Aber wir wurden mit Recht dafür beſtraft! Ich überlaſſe Ihnen Alles, und will bezahlen, was Sie für den Knaben nöthig haben. Sein Sie ja darauf bedacht, daß die Sache ein Geheimniß bleibt, denn wir haben nie etwas von dem Vater gehört, und Niemand weiß, daß Nora einen noch lebenden Sohn hatte, wie ich, und meine Tochter Jane, und der Pfarrer Dale, und Sie — und Sie beide ſind zuverläſſige Gentlemen; — auch Jane wird ihr Wort halten, und ich bin alt, und werde bald in meinem Grabe ſein — aber ich hoffe noch nicht, ſo lange der

arme John meiner bedarf. Wie könnte er ohne mich zurecht kommen? Wenn die Sache auskäme, Sir, so wäre es mein Tod. Der arme John ist ein hilfloses Geschöpf; Gott segne ihn! Mit aller Achtung Ihre Dienerin

M. Avenel."

Leonhard legte den Brief sehr ruhig hin, und außer einem leichten Heben seiner Brust und der bleichen Farbe seiner Lippen verriethen sich seine Gefühle nicht. Es ist ein Beweis, wie viel ursprüngliche Güte in seinem Herzen lag, daß die ersten Worte, die er aussprach, waren: „Dem Himmel sei Dank!"

Der Doctor erwartete diesen Dank nicht, und er war so betroffen darüber, daß er fragte: „Wofür?"

„Ich habe nichts zu bedauern oder zu beschuldigen in Betreff der Frau, die ich als meine Mutter kannte und ehrte. Ich bin nicht ihr Sohn — ihr ...."

Er hielt inne.

„Nein; aber sein Sie nicht strenge gegen Ihre rechte Mutter — die arme Nora!"

Leonhard brach plötzlich in einen Strom von Thränen aus.

„O, meine Mutter — meine todte Mutter! — Du, zu der ich eine so geheimnißvolle Liebe fühlte, — du, von der ich diese dichterischen Anlagen erbte — verzeihe mir! Hart gegen dich? — Wenn du doch noch lebtest, daß ich dich trösten könnte! Was mußt du gelitten haben!"

Diese Worte wurden schluchzend aus der Tiefe seines Herzens in abgebrochenen Sätzen gesprochen. Dann nahm er den Brief wieder, und seine Gedanken veränderten sich, als er von der Schande las, und von der Besorgniß so zu sagen über sein Dasein. Sein angeborner Stolz erwachte

wieder, und ſeine Thränen floſſen nicht mehr. — „Schreiben Sie ihr,“ ſagte er mit feſter, entſchiedener Stimme, „ſchreiben Sie Miſtreß Avenel, daß ich ſie nie wieder ſehen, nie ihr in den Weg treten, nie ihrem reichen Sohne Schande machen will. Schreiben Sie ihr aber auch, daß ich mir ſelbſt meine Lebensrichtung wählen, und keine Belohnung für Verborgenheit von ihr annehmen will. Schreiben Sie ihr, daß ich zwar keinen Namen habe, aber mir einen erwerben will.“

Einen Namen! War dies nur eine thörichte Prahlerei, oder war es eine jener plötzlich ſich aufdringenden Ueberzeugungen, die niemals täuſchen, unſere Zukunft für einen lichten Augenblick uns erhellen, und dann in die Dunkelheit zurückverſinken?

„Ich zweifle nicht daran,“ ſagte Doctor Morgan, der an ſeiner Begeiſterung Theil nahm, „und vielleicht finden Sie einen Vater, der....“

„Einen Vater! — Wo iſt er? — Was iſt er? — Er lebt alſo? — Aber er hat mich verlaſſen — er muß ſie verrathen haben! Ich bedarf ſeiner nicht. — Das Geſetz gibt mir keinen Vater!“

Die letztern Worte wurden mit bitterem Schmerze geſprochen, dann fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Aber ich ſollte wiſſen, wer es iſt — da ich auch ſeinen Pfad nicht durchkreuzen darf.“

Doctor Morgan ſah verlegen aus, und ſann einige Zeit nach. „Nein,“ ſagte er endlich, „da Sie ſchon ſo viel wiſſen, wird es am beſten ſein, wenn Sie Alles erfahren.“

Der Doctor theilte dann in einiger Ausführlichkeit mit, was wir hier kürzer nach ſeinem Berichte wiederholen wollen.

Nora Avenel verließ noch ſehr jung ihr Geburtsdorf, oder vielmehr das Haus der Lady Lansmere, durch welche

ſie erzogen worden war, um die Stelle einer Gouvernante oder Geſellſchafterin in London anzunehmen. Eines Abends erſchien ſie plötzlich in dem Hauſe ihres Vaters, und beim erſten Anblicke ihrer Mutter ſank ſie bewußtlos zu Boden. Sie wurde zu Bette gebracht, und man ließ Doctor Morgan rufen, damals den berühmteſten Arzt der Stadt. In dieſer Nacht wurde Leonhard geboren, und ſeine Mutter ſtarb. Sie gelangte nicht wieder zum Bewußtſein, und hatte auch nie verſtändlich geſprochen, ſeitdem ſie das Haus betrat. „Sie nannte daher nie Ihren Vater," ſagte Doctor Morgan; „wir wußten nicht, wer es war."

„Und wie," entgegnete Leonhard zornig, „wie konnte man es wagen, meine todte Mutter zu verleumden? — Wie wußte man, daß ich — daß ich nicht — nicht das Kind der Ehe war?"

„Nora hatte keinen Trauring am Finger; — man hatte nie etwas von ihrer Vermählung gehört; — das plötzliche und auffallende Erſcheinen in ihres Vaters Hauſe, — ihre Aufregung beim Eintreten, ſo ungleich den einer Frau natürlichen Gefühlen, die in die Heimat ihrer Aeltern zurückkehrt — dies ſind alle Beweiſe gegen ſie. Herr Avenel hielt dieſelben für ſtark, und ich auch. Sie haben ein Recht, zu glauben, daß wir zu hart urtheilten, — vielleicht war es der Fall."

„Wurden denn keine Nachforſchungen angeſtellt?" fragte Leonhard traurig und nach langem Schweigen, „keine Nachforſchungen, um zu erfahren, wer der Vater des mutterloſen Kindes ſei?"

„Nachforſchungen? — Miſtreß Avenel würde lieber geſtorben ſein. Der Charakter Ihrer Großmutter iſt ſehr ſtrenge. Wenn ſie von Fürſten abſtammte, von Cadvallader ſelbſt,"

ſagte der Doctor, „könnte ſie nicht mehr Schrecken haben vor dem Gedanken an Schande. Selbſt an der Leiche ihres todten Kindes, des Kindes, das ſie am meiſten geliebt hatte, dachte ſie nur daran, wie deſſen Name und Andenken vor Verdacht zu retten ſei. Glücklicherweiſe war kein Geſinde im Hauſe, nur Mark Fairfield und ſeine Frau (Nora's Schweſter), ſie waren an demſelben Tage zum Beſuche gekommen."

„Miſtreß Fairfield, die ihr eigenes, zwei bis drei Monate altes Kind ſäugte, nahm ſich auch Ihrer an. Nora wurde begraben und das Geheimniß bewahrt. Niemand ſonſt von der Familie wußte davon, und außer mir nur noch der Pfarrer der Stadt, Herr Dale. Den Tag nach Ihrer Geburt entfernte ſich Miſtreß Fairfield, um der Entdeckung vorzubeugen, nach einem entlegenen Dorfe. Dort ſtarb ihr Kind, und als ſie nach Hazeldean zurückkehrte, wo ihr Mann wohnte, wurden Sie für den Sohn ausgegeben, der ihr geſtorben war. Ich weiß, daß Mark wie ein Vater gegen Sie war, denn er hatte Nora geliebt — ſie waren Kinder zuſammen geweſen."

„Alſo ſie kam nach London," murmelte Leonhard; „London iſt mächtig und grauſam. Sie war ohne Freunde, und ſie wurde getäuſcht; ich ſehe Alles — ich verlange Nichts mehr zu wiſſen. Dieſer Vater muß geweſen ſein, wie die, von denen ich in Büchern geleſen habe. Sie zu lieben und ihr Unrecht zu thun, das kann ich begreifen; aber ſie zu verlaſſen — keinen Beſuch an ihrem Grabe, — keine Reue, — keine Erkundigung nach ihrem Kinde! — Gut! gut! Miſtreß Avenel hat Recht. Wir wollen an ihn nicht mehr denken."

Der Diener klopfte an der Thüre, und ſteckte dann

ſeinen Kopf hinein. „Sir, die Damen werden ſehr ungeduldig, und ſagen, daß ſie gehen wollen.“

„Sir,“ ſagte Leonhard, indem er mit Ruhe wieder ſich der Wirklichkeit ſeiner Umgebung zugewendet hatte, „entſchuldigen Sie, daß ich Ihre Zeit ſo lange in Anſpruch nahm. Ich gehe jetzt. Ich werde nie meiner Mut . . . — ich meine Miſtreß Fairfield — etwas von dem andeuten, was ich erfahren habe, und überhaupt Niemand. Ich werde mir meinen Weg im Leben ſelbſt bahnen. Will Herr Prickett mich behalten, ſo werde ich für jetzt bei ihm bleiben; aber ich wiederhole, ich kann Miſtreß Avenel's Geld nicht annehmen, um Lehrling zu werden. Sir, Sie haben ſich gütig und nachſichtig gegen mich gezeigt — der Himmel möge Sie belohnen!“

Der Doctor war zu gerührt, um antworten zu können. Er drückte Leonhard's Hand, und eine Minute darauf ſchloß ſich die Thüre hinter dem namenloſen Knaben. Er ſtand allein in den Straßen Londons, und die Sonne ſah ihn roth und drohend an, wie das böſe Auge eines Feindes!

Neunzehntes Capitel.

Leonhard erſchien an dieſem Tage nicht in dem Laden des Herrn Prickett. Zwecklos iſt es, zu ſchildern, wohin er wanderte, — was er litt, — was er dachte, — was er fühlte. Alles in ihm war Sturm. Spät in der Nacht kehrte er in ſeine einſame Wohnung zurück. Auf ſeinem Tiſche, vernachläſſigt ſeit dem Morgen, ſtand Helenens Roſenſtock. Er ſah trocken und verwelkt aus. Sein Herz machte ihm Vorwürfe; er verſorgte die arme Pflanze mit Waſſer — vielleicht mit ſeinen Thränen.

Inzwiſchen beſchloß Doctor Morgan nach einigen Er-

wägungen, ob er Miſtreß Avenel Leonhard's Entdeckung und Auftrag mittheilen ſolle oder nicht, ſie mit einer Unruhe und Beſorgniß zu verſchonen, die ihrer Geſundheit nachtheilig und an und für ſich unnöthig ſein möchte. Er antwortete mit kurzen Worten: „ſie brauche ſich keine Sorgen zu machen, daß Leonhard wieder in ihr Haus kommen werde; — er ſei nicht geneigt, Lehrling zu werden; für jetzt aber wäre er untergebracht, und in einigen Wochen, wenn Doctor Morgan durch den Geſchäftsmann, bei dem Leonhard eine Stelle habe, mehr von ihm erfahre, wollte er ihr von Deutſchland aus ſchreiben.“ Dann ging er zu Herrn Prickett, ſagte dem Buchhändler, er möge den jungen Mann für jetzt noch behalten, womit dieſer auch einverſtanden war, — bat ihn, denſelben freundlich zu behandeln, ſein Benehmen und ſeine Aufführung zu beobachten, und dem Doctor in ſeiner neuen Heimat am Rhein zu berichten, welcher Beruf für Leonhard am beſten geeiguet ſei, und was ihm am meiſten zuſagen möchte. Der gutmüthige Homöopath theilte mit dem Buchhändler das für Leonhard beſtimmte Gehalt, und ließ ein Viertel ſeiner Hälfte in voraus zurück. Er wußte zwar, daß er bezahlt werden würde, wenn er ſich an Miſtreß Avenel wenden wollte; aber da er ſelbſt ein Mann von unabhängigem Geiſte war, ſo ſtimmte er überein mit Leonhard's Gefühlen, und es erſchien ihm wie eine Erniedrigung des Knaben, wenn er ihn — ſelbſt in Geheim — mit Miſtreß Avenel's Geld unterſtütze, das ihn im Leben nicht erheben, ſondern nur darniederbeugen könne. Im ſchlimmſten Falle war es eine Summe, die der Doctor entbehren konnte, und er hatte dann den Knaben in das Leben eingeführt.

Nachdem er ſo, wie er glaubte, ſicher für Helene und

Leonhard geſorgt hatte, beſchäftigte ſich der Doctor mit ſeinen ſchließlichen Vorbereitungen für die Abreiſe. Er ließ bei Herrn Prickett ein kurzes Billet für Leonhard zurück, mit einigem guten Rathe und freundlichem Troſte. In einem Poſtſcripte fügte er hinzu, er habe Miſtreß Avenel nicht mitgetheilt, was Leonhard von ihm erfahren; auch ſei es am beſten, ſie in dieſer Unwiſſenheit zu laſſen. Zugleich hatte er ſechs kleine Pülverchen zurückgelaſſen; „in Waſſer zu nehmen, und alle vier Stunden einen Theelöffel voll — vortrefflich gegen Wuth und düſtere Gedanken," ſchrieb der Doctor.

Am Abende des nächſten Tages befand ſich der Doctor Morgan, begleitet von ſeinem Lieblingspatienten, mit dem chroniſchen Tic, den er überredet hatte, mit in die Verbannung zu gehen, auf dem nach Oſtende beſtimmten Dampfſchiffe.

Leonhard ſetzte ſein gewohntes Leben bei Prickett fort, aber die mit ihm ſtattgehabte Veränderung entging dem Buchhändler nicht. Seine kindliche Unbefangenheit hatte ihn ganz verlaſſen. Er war ſehr abgeſchloſſen und ſchweigſam, und ſchien viel älter geworden zu ſein. Ich werde mich nicht bemühen, dieſe Veränderung metaphyſiſch zu erörtern. Vermittelſt der eigenen Aeußerungen Leonhard's dann und wann, wird der Leſer das Herz des Knaben ergründen, und ſich überzeugen, wie die Veränderung gewirkt hatte und noch wirkte. Er iſt nicht mehr das glückliche, träumende Bauerngenie, das mit trunkenen, unverblendeten Augen nach dem Ruhme blickte. Er iſt ein Mann, der plötzlich die frühern häuslichen Bande abgeworfen hat, — ſich großer Kräfte bewußt, aber auf allen Seiten von eiſernen Schranken umgeben, — allein mit der harten Wirk-

lichkeit und dem grauſamen London; und wenn er wieder einen Schimmer des verlornen Helikon erblickt, bemerkt er, wo er ſonſt die Muſe ſah, eine bleiche, ſchwermüthige Geſtalt, die verſchämt ihr Geſicht verhüllt — die Geſtalt der traurigen Mutter, deren Kind keinen Namen, ſelbſt nicht den beſcheidenſten, unter den Familien der Menſchen hat!

Am zweiten Abende nach Doctor Morgan's Abreiſe, als Leonhard eben den Laden verlaſſen wollte, trat ein Kunde ein mit einem Buche in der Hand, welches er dem Ladendiener entriſſen hatte, der von außerhalb die Bände für die Nacht hineinbrachte.

„Herr Prickett! Herr Prickett!" ſagte der Kunde, Sie ſollten ſich ſchämen, daß Sie für dieſes Werk in zwei Bänden die Summe von acht Schilling verlangen."

Herr Prickett trat aus dem cymeriſchen Dunkel eines Winkels hervor, und erwiederte: „Wie, Herr Burley, ſind Sie es? Ohne Ihre Stimme zu hören, würde ich Sie nicht erkannt haben."

„Der Menſch iſt wie ein Buch, Herr Prickett, und die Meiſten ſehen nur auf den Einband. Ich bin allerdings jetzt beſſer eingebunden."

Leonhard ſah den Fremden an, welcher jetzt unter der Gaslampe ſtand, und er glaubte, ſein Geſicht zu erkennen. Er betrachtete ihn abermals; ja, es war der Barſchfiſcher, den er am Ufer der Brent kennen gelernt, und der ihn vor dem verlornen Fiſche und der zerriſſenen Angelſchnur gewarnt hatte.

Herr Burley, fortfahrend: „Aber »die Kunſt des Denkens« — Sie verlangen acht Schilling für die »Kunſt des Denkens!«

Herr Prickett: „Wohlfeil genug, Herr Burley, — es iſt ein wohlerhaltenes Exemplar.“

Herr Burley: „Sie Wucherer! Ich verkaufte es Ihnen für drei Schilling. Sie wollen alſo mehr als hundert und fünfzig Procent durch meine „Kunſt des Denkens“ gewinnen?“

Herr Prickett, ſtotternd und verlegen: „Sie verkauften es mir? Ah! jetzt erinnere ich mich! Aber ich gab Ihnen mehr wie drei Schilling. — Sie vergeſſen — auch noch zwei Glas Grog ....“

Herr Burley: „Die Gaſtfreundſchaft iſt nicht mit anzuſchlagen, Sir. Wenn Sie dieſe verkaufen, ſo ſind Sie nicht würdig, meine „Kunſt des Denkens“ zu beſitzen. Ich nehme Sie zurück. Hier ſind drei Schilling, und noch ein Schilling für Zinſen. Nein; da ich mir es überlege, ſtatt des Schillings will ich Ihre Gaſtfreundſchaft erwiedern, und ſobald Sie mir begegnen, ſollen Sie zwei Glas Grog von mir haben.“

Herr Prickett ſah nicht froh aus; aber er wendete nichts dagegen ein. Herr Burley ſteckte das Buch in die Taſche, und ſah ſich andere Werke an. Er kaufte ein altes Anekdotenbuch, einen einzelnen Band der Luſtſpiele von Destouches, bezahlte dieſe Bücher, ſteckte ſie ebenfalls in die Taſche, und wollte ſich entfernen, als er Leonhard bemerkte, der jetzt in der Thüre ſtand.

„Hm! Wer iſt das?“ fliſterte er Herrn Prickett zu.

„Ein Gehilfe von mir; ein ſehr gebildeter junger Mann.“

Herr Burley betrachtete Leonhard vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Wir ſind uns ſchon früher begegnet, Sir; aber Sie

ſehen aus, als wenn Sie nach der Brent zurückgekehrt wären, und nach meinem Barſch gefiſcht hätten."

„Wohl möglich, Sir," antwortete Leonhard; „aber meine Angelſchnur iſt zähe, und noch nicht zerriſſen, obgleich der Fiſch ſie unter die Baumwurzeln zieht, und ſich im Moder verbirgt."

Er zog ſeinen Hut, verbeugte ſich leicht, und entfernte ſich.

„Er iſt allerdings gebildet," ſagte Herr Burley zu dem Buchhändler; „er verſteht die Allegorie."

Herr Prickett: „Der arme Jüngling! Er kam nach London in der Abſicht, Schriftſteller zu werden; — Sie wiſſen, was das heißt, Herr Burley?"

Herr Burley, mit einer Miene ſtolzer Würde: „Ja, Bücherkenner! Ein Schriftſteller iſt ein Weſen zwiſchen Götter und Menſchen, das in einem Palaſte wohnen und auf öffentliche Koſten mit Ortolanen und Tokayer verpflegt werden ſollte; ſein Ruhebett müßten Eiderdunen ſein, und ſeidene Vorhänge ihn ſchützen vor den Sorgen des Lebens. Er ſollte nichts zu thun haben, wie Bücher auf Tiſchen von Cedernholz ſchreiben, und in einer vergoldeten Gondel nach Barſchen fiſchen. So wird es auch werden, wenn das Zeitalter ſeine Roheit verliert, und ſeine Wohlthäter kennen lernt. — Inzwiſchen, Sir, lade ich Sie in meine Wohnung ein, und will Ihnen ſo lange Grog vorſetzen, als ich ihn bezahlen kann: und wenn mir dies nicht mehr möglich iſt, dann können Sie mich bewirthen."

Herr Prickett murmelte: „Das wäre ein ſchlechter Handel," als Herr Burley mit dem Kinn in der Luft auf die Straße ſchritt..

Zwanzigſtes Capitel.

Anfangs war Leonhard immer durch die belebten Straßen zurückgekehrt — das Gedränge hatte ſeine Lebensgeiſter aufgeregt; — aber in den letzten zwei Tagen, ſeit der Entdeckung ſeiner Geburt, wählte er den weniger beſuchten Gang auf dem neuen Wege.

Er hatte eben jenen Theil dieſer Gegend erreicht, in welcher die Steinhauer ihre Grabmäler aufſtellten, und zugleich Statuen für Gärten. Er blieb ſtehen, und betrachtete eine Säule, auf welcher eine halb von einem Trauermantel bedeckte Urne ſtand, als ſeine Schulter leicht berührt wurde, und indem er ſich ſchnell umwendete, ſah er Herrn Burley hinter ſich ſtehen.

„Entſchuldigen Sie, Sir; aber Sie verſtehen das Barſchfiſchen, und da wir uns auf demſelben Wege finden, würde es mir angenehm ſein, näher mit Ihnen bekannt zu werden. Ich höre, Sie wünſchen, einſt Schriftſteller zu werden. Ich bin ein Schriftſteller.“

Leonhard hatte ſeines Wiſſens noch nie einen Schriftſteller geſehen, und ein trauriges Lächeln umſchwebte ſeine Lippen, als er den Barſchfiſcher betrachtete.

Herr Burley war ſeit ihrer erſten Zuſammenkunft an dem kleinen Fluſſe ganz anders gekleidet. Er ſah viel weniger wie ein Schriftſteller, aber vielleicht mehr wie ein Barſchfiſcher aus. Er hatte einen neuen weißen Hut auf einer Seite des Kopfes ſitzen, — einen neuen grünen Ueberrock, — neue graue Beinkleider — und neue Stiefel. In der Hand trug er einen Fiſchbeinſtock mit einem ſilbernen Griffe. Sein ganzes Weſen hatte etwas Uebermüthiges, Landſtreicherartiges, und um uns eines Modewortes zu bedienen, etwas „Tigerhaftes.“

So gemein aber auch ſeine Tracht war, ſchien er ſelbſt dies nicht zu ſein, ſondern vielmehr excentriſch, und die Schranken des Hergebrachten etwas überſchreitend. Sein Geſicht ſah bleicher und aufgeblaſener aus, wie früher, ſeine Naſenſpitze röther; aber ſeine Augen funkelten noch lebhafter, und in den Winkeln ſeiner ſinnlichen humoriſtiſchen Lippen ſprach ſich Selbſtgefühl aus.

„Sie ſind ein Schriftſteller?" wiederholte Leonhard. „Gut; und was ſagen Sie zu dieſem Berufe? — Jene Säule unterſtützt eine Urne. Die Säule iſt ſchlank und die Urne iſt anmuthig. Aber hier am Wege iſt ſie nicht an ihrer rechten Stelle; was meinen Sie dazu?"

Herr Burley: „Sie würde ſich beſſer auf dem Kirchhofe ausnehmen."

Leonhard: „So dachte ich auch .... und Sie ſind ein Schriftſteller?"

Herr Burley: „Ah! ich ſagte ſchon, daß Sie viel Sinn für Allegorien haben. Sie glauben alſo, ein Schriftſteller nimmt ſich beſſer aus auf einem Kirchhofe, wenn Sie ihn nur als eine verhüllte Urne im Mondſcheine ſehen, wie unter der Gaslampe in einem weißen Hute mit einer rothen Naſenſpitze? An und für ſich haben Sie Recht; aber, mit Ihrer Erlaubniß, der Schriftſteller möchte lieber bleiben, wo er iſt. Laſſen Sie uns weiter gehen." Die beiden Männer fühlten Theilnahme für einander, und ſie gingen einige Schritte ſchweigſam zuſammen.

„Um auf die Urne zurückzukommen," ſagte Herr Burley: „Sie denken an den Ruhm und an Kirchhöfe; natürlich genug, bevor die Täuſchung erſtirbt; ich denke an den Augenblick, an das Daſein, und ich lache über den Ruhm. Der Ruhm, Sir, iſt kein Glas kalten Branntweins ohne

Zucker werth, und was läßt ſich in der Weſtmünſterabtei vergleichen mit einem Glas warmen Branntweins mit Zucker, und fünf Schilling in der Taſche, die man ausgeben kann, wie man will!"

„Sprechen Sie weiter, Sir, — ich möchte Sie noch ſprechen hören. — Laſſen Sie mich zuhören und ſchweigen." Leonhard zog ſeinen Hut über die Stirn, und gab ſeinen düſtern, unruhigen Geiſt ſeinem neuen Bekannten hin.

Und John Burley ſchwatzte weiter. Es war ein gefährliches und bezauberndes Geſchwätz, das eines geſunkenen großen Geiſtes, — eine Schlange, die ihre Länge auf dem Boden bezeichnete, und in glänzenden, wechſelnden bunten Farben ſchillerte, als ſie dahinkroch, — eine Schlange, aber ohne die Bosheit einer Schlange. Wenn John Burley täuſchte und in Verſuchung führte, ſo beabſichtigte er es nicht; — er kroch und er glänzte mit derſelben Aufrichtigkeit. Keine Taube konnte argloſer ſein.

Ueber den Ruhm lachend, verweilte er doch mit beredſamer Begeiſterung bei den Freuden der Schriftſtellerei. „Was kümmert es mich, was die Menſchen draußen von den Worten ſagen und denken werden, die mir in die Feder kommen?" ſagte er. „Wenn Sie an das Publicum denken, an Urnen und an Lorbern, während Sie ſchreiben, ſo ſind Sie kein Genie; Sie ſind nicht geeignet zum Schriftſteller. Ich ſchreibe, weil es mir Freude macht, — weil es in meinem Weſen liegt. Sind meine Gedanken niedergeſchrieben, ſo kümmere ich mich nicht darum, was aus ihnen wird, eben ſo wenig wie die Lerche um die Wirkung ſich kümmert, die ihr Geſang auf den Landmann macht, den ſie zum Pfluge erweckt. Der Dichter, wie die Lerche, ſingt von ſeinem Wachtthurme in den Wolken. Iſt dies wahr?"

„Ja; ſehr wahr!“

„Was kann uns dieſer Freuden berauben? Der Buchhändler will nicht kaufen; das Publicum will nicht leſen. Mögen ſie ſchlafen an dem Fuße der Engelsleiter — wir erſteigen ſie doch. Dann gewöhnt man ſich auch an eine ſo gutmüthige Lucianiſche Verachtung der Menſchen! Man bedarf ſo wenig von ihnen, wenn man weiß, was man ſelbſt werth iſt, und was ſie werth ſind. Sie ſind nur ſo viel werth, wie das Geld, das man von ihnen gewinnen kann, um zu leben. Unſer Leben — es iſt uns ſo viel werth, und ihre Freuden, die ihnen ſo gemein ſind, wir können ſie ihnen golden und königlich machen. Glauben Sie, daß Burns, der im Wirthshauſe mit den Bauern zechte, nur Bier und Branntwein trank, wie ſie? — Nein, er ſchlürfte Nektar, — ſeine eigenen ambroſiſchen Gedanken, — ſich ergötzend an dem Gelächter der Götter. Das gemeine menſchliche Getränk war nur nöthig, um ſeinen Geiſt vom Staube zu entfeſſeln, ihn des Flausrockes und der Lederhoſen zu entkleiden, und ihn in das Gewand des Sängers zu hüllen, das weit hinaus in den Himmel ſchwebt. Das Bier oder der Branntwein waren nur dazu nöthig, und dann verwandelten ſie ſich gleich in den Trank der Hebe. Aber kommen Sie; Sie kennen dies Leben noch nicht — Sie wiſſen noch nichts davon. Kommen Sie heute Abend mit mir! Ich habe Geld — ich will ſo freigebig damit ſein, wie Alexander, als er nur die Hoffnung zu ſeinem Antheile wählte. Kommen Sie mit mir!“

„Wohin?“

„Zu meinem Throne! Auf dieſem Throne ſaß zuletzt Edmund Kean — ein trefflicher Mime. Ich bin ſein Nachfolger. Wir wollen ſehen, ob wirklich jene wilden Söhne

des Genies, deren man nur erwähnt, um eine moraliſche Lehre einzuprägen und eine Erzählung auszuſchmücken, Gegenſtände des Mitleids waren. Nüchterne Pfahlbürger wollen einen Savage und einen Morland, einen Porſon und einen Burns bedauern!»

„Oder einen Chatterton!» fügte Leonhard düſter hinzu.

„Chatterton war ein Betrüger in Allem; er heuchelte Ausſchweifungen, die er nie kannte. Er ein Bachant, — ein munterer Zechgeſelle! er! — Nein! Wir wollen noch mehr von ihm ſprechen. — Kommen Sie!»

Leonhard ging mit.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Welches Zimmer, und welcher Tabaksrauch und welcher Gasdampf! Die weißgetünchten Wände, und die Kupferſtiche von Schauſpielern in ihrer Theatertracht und in verſchiedenen Scenen; ſelbſt Schauſpieler, noch aus jener untergegangenen Auguſtiniſchen Zeit, als die Bühne einen wirklichen belebenden Einfluß auf die Sitten hatte. Da war Betterton in der Perrücke und dem Mantel, als Cato moraliſirend über die Unſterblichkeit des Geiſtes, und mitten inne zwiſchen Plato und dem Dolch. Da war Woodward, als der vornehme Herr mit dem unnachahmlichen, übermüthigen und ſorgloſen Weſen der Helden von Wicherley, und Congreve und Farquhar. Da war der muntere Quin als Fallſtaff mit ſeinem runden Schilde und dem fetten, runden Bauche. Da war Colly Cibber in Brokat, eine Priſe nehmend wie mit ſeinem „Lord,» den Daumen und Zeigefinger in die Luft erhoben, und den

Zuſchauer, wie Beifall heiſchend, anſehend. Da war Macklin als Shylock mit dem Meſſer in der Hand, und Kemble in der feierlichen Tracht des Dänen, und Kean an der Ehrenſtelle über dem Kamine.

Wenn wir plötzlich dem praktiſchen Leben mit ſeinen Alltagsmenſchen entfliehen, und den Porträts dieſer einzigen Helden der Welt uns zuwenden — phantaſtiſch und in den Kleidern, worin ſie eine Stunde auf der Bühne einherſchritten, — ſo liegt in dem Anblicke etwas, das einen innern Sinn in uns anregt; denn wir alle haben ein inneres Gefühl irgend eines von unſerm alltäglichen verſchiedenen Daſeins, welches fern von St. James und St. Giles, von den Gerichtshöfen und der Bank, ſeinen Weg in Schrecken oder in Luſt, in Lächeln oder in Thränen, durch ein unbeſtimmtes magiſches Land der Dichter verfolgt. — Seht dieſe Schauſpieler dort! Sie ſind die Menſchen, die jenes Daſein lebten, denen unſere Welt die falſche, denen die eingebildete die wirkliche war. Horchte ſelbſt Shakeſpeare in ſeinem Leben je auf den Beifall, der die Darſteller ſeiner luftigen Bilder begrüßte? — Kinder der vergänglichſten der Künſte, ſchwankende Schatten auf ſtrömendem Gewäſſer, wenn auch von den feſten Sternen herabgeworfen, ward ihr nicht glücklicher, wie wir, die in der Wirklichkeit leben? Wie fremd müßt ihr euch fühlen auf der großen Wanderung, die ihr jetzt durch die Ewigkeit anſtellt! Keine Rollenbücher, — keine Lampen, — nichts von Congreve und Shakeſpeare wird dort aufgeführt! Für welche Rollen im Himmel haben eure Studien auf Erden euch befähigt? Euer letztes Geſchick iſt eine ſchwierige Frage. Wir begrüßen eure Bilder und wir gehen weiter!

Dort an den weißgetünchten Wänden ſah man auch die Porträts roherer Nebenbuhler auf dem Schauplatze des Ruhmes; aber auch ſie hatten ſich eines Beifalls erfreut, noch wärmer wie der, den Shakeſpeare von ſeinem Zeitalter erhielt; die Helden des Boxens und des Fauſtkampfes — Cribb und Molyneux und Dutch Sane. Zwiſchen dieſen ſah man ein altes Gemälde von Newmarket im Anfange des letzten Jahrhunderts, und mehrere Kupferſtiche nach Hogarth. Aber Dichter waren auch dort; Dichter, von denen ſich vorausſetzen ließ, daß ſie muntere Geſellen waren, die in ſolcher Geſellſchaft ſich heimiſch fühlen konnten: Shakeſpeare natürlich, mit ſeiner ruhigen Stirn; Ben Johnſon, mit ſeinem düſtern Blicke; Burns und Byron dicht neben einander. Aber das auffallendſte von allen dieſen verſchiedenartigen Kunſtwerken war ein Kupferſtich von William Pitt in ganzer Geſtalt, — von William Pitt, dem ſtrengen und gebieteriſchen. Wie gerieth er unter dieſe Fauſtkämpfer, Schauſpieler und Dichter? Es war wie eine Beleidigung gegen ſein erhabenes Andenken. Aber da ſtand er, ſehr aufrecht, und mit einer Miene unausſprechlichen Widerwillens, mit ſeiner aufgeworfenen Lippe und den aufwärts ſtrebenden Naſenflügeln. Die Porträts an den Wänden waren wie der Miſchmaſch in den Geiſtern gewöhnlicher Menſchen — wie die verſchiedenartigen Gemälde der „Berühmten," die in deinen Geſellſchaftszimmern hängen, o Publicum! Schauſpieler und Fauſtkämpfer, Dichter und Staatsmänner, alles ohne Zuſammenhang und unpaſſend durcheinander; alle, die du einen Augenblick geſehen oder gehört haſt, und deren Namen die Zeitungen füllten, o mein Publicum!»

Und die Geſellſchaft? Unbeſchreiblich! Schauſpieler von

kleinen Theatern außer Beſchäftigung; — bleiche Knaben mit eingefallenen Wangen, wahrſcheinlich die Söhne würdiger Handelsleute, die ihr Beſtes thaten, um die Herzen ihrer Väter zu brechen; — hier und da die ſcharfen Züge eines Juden. Auch ſah man wohl das neugierige, ſtaunende Geſicht eines Neulings in der Stadt, und Männer von reifem Alter, und grauhaarigte, und unter ihnen eine merkwürdig große Anzahl mit gerötheten Geſichtern und mit Bacchusnaſen. Als John Burley eintrat, erhob ſich ein Bewillkommnungsgeſchrei, das William Pitt in ſeinem Rahmen erſchütterte ein Füßeſtampfen und „hallo!“ und Hurrahrufe für Burley John! Der Herr, der in ſeiner Abweſenheit den großen ledernen Armſtuhl eingenommen hatte, trat ihn ſofort an John Burley ab, und Leonhard ſtellte ſich neben ihn mit ſeinem ernſten, beobachtenden Auge und dem halb traurigen, halb ſpöttiſchen Ausdrucke um ſeine Lippen. Es herrſchte eine namenloſe, erwartungsvolle Aufmerkſamkeit in der Verſammlung, wie in der Oper, wenn eine berühmte Sängerin an die Lampen tritt, und beginnt „Di tanti palpiti!“ — Die Zeit entflieht. Seht nach der Schwarzwälderuhr über der Thüre; eine halbe Stunde! John Burley beginnt warm zu werden. Seine Augen erglänzen noch feuriger; ſeine Stimme erweicht ſich zu einem wohlgefälligen Ausdrucke.

„Heute Abends wird er ausgezeichnet ſein,“ fliſterte ein hagerer Mann, der an der andern Seite neben Leonhard ſaß, und wie ein Schneider ausſah.

Die Zeit entflieht; eine Stunde! Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr. John Burley iſt großartig; er iſt in ſeinem Zenith, in ſeinem Culminationspuncte. Welche ausgelaſſenen Späße! — welch üppiger Humor! — Wie

der Rabelais sich in seinem Armstuhle wiegt! Unter dem Schaume und Aufsprudeln seiner Scherze ist der Mann des Geistes so klar wie Goldsand unter einem Flusse. So viel Witz und so viel Wahrheit; und bisweilen ein solcher Strom dahinbrausender Beredsamkeit! — Alle sind jetzt Zuhörer, schweigend, außer in Ausbrüchen des Beifalls. Auch Leonhard hörte zu. Nicht — wie er noch vor einigen Abenden zugehört haben würde — in unschuldigem, harmlosem Entzücken; nein, sein Geist hat in dieser Zeit viele Sorgen und Leidenschaften überstanden, und er ist noch ungeordnet, selbst über der Freude brütend, wie über einem Räthsel, das zu erforschen ist. Die Gläser werden immer wieder gefüllt, und der Ausdruck der Gesichter verändert sich, und hier und da wird gestammelt und gestottert, und Burley läßt seinen Kopf auf die Brust sinken und schweigt. Plötzlich stimmen sieben von der Gesellschaft ein wildes, ausgelassenes Trinklied an. Der Tabaksdampf wird immer dichter, und das Gaslicht nimmt einen trüben Schein an. John Burley's Augen beginnen einen matten Ausdruck zu zeigen.

Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr; zwei Stunden sind vorüber! John Burley spricht wieder, aber mit schwerer und heiserer Stimme, und mit wildem Lachen, und, o Götter! er spricht solchen Unsinn und Wirrwar, und die Zuhörer stimmen ein brüllendes Gelächter an, und halten es für geistreicher, als vorher. Leonhard, der bisher Vergleichungen zwischen seinem Geiste und dem des Riesen angestellt und zu sich gesagt hatte: „er ist außer meinem Bereiche" — findet den Riesen jetzt kleiner und kleiner werden, und sagt zu sich selbst: „er ist doch nur von gewöhnlicher menschlicher Größe."

Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr; drei Stunden ſind vorüber! Iſt John Burley jetzt von gewöhnlicher menſchlicher Größe? Nein; der Menſch ſelbſt iſt von dem Schauplatze verſchwunden, ſein Geiſt ihm entwendet, ſeine Geſtalt verändert durch den Dampf des Rauches und den Dunſt der erſchöpften Bowle. Leonhard ſah ſich um, und erblickte nur die Schweine der Circe — einige auf dem Fußboden; — einige an den Wänden taumelnd; — einige an den Tiſchen ſich umhalſend; — einige im Kampfe begriffen oder im Gezänke; — einige weinend und ſchluchzend. Der göttliche Funken iſt entflohen aus dem menſchlichen Geſichte; das Weſen, das Menſch geweſen war, wird immer mehr zum Thiere. John Burley, noch unbeſiegt, aber ſeiner Sinne nicht mehr ganz mächtig, hielt ſich für einen Prediger, und ſtammelte eine traurige Rede über die Kürze des Lebens, begleitet von ſalbungsvollem Schluchzen, und dann und wann vernahm man mitten in ſeinem verwirrten Geſchwätze einen geiſtreichen Satz, den Jeremy Taylor ſelbſt beneidet haben würde, verſank dann aber gleich wieder unter die Rhetorik der Muggletonianer. Die Aufwärter ſtanden in den Thüren, zuhörend und lachend, und bereit, Wagen und Kutſchen herbeizurufen. Plötzlich erlöſchte das Gaslicht, indem Jemand die Schrauben zugedreht hatte, und Alles war dunkel, wie in einer Grube, und Geheul und Gelächter, wie der Verdammten, erklang durch das Pandemonium. Aus dem ſchwarzen, mit Dämpfen aller Art geſchwängerten Dunſte trat Leonhard in's Freie, und die ſtillen Sterne funkelten ihm über die dunklen Dächer entgegen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Gut, Leonhard; du zeigtest hier zum ersten Male, daß du das Eisen, aus welchem wahre Mannheit geschmiedet und gebildet wird, in dir hast. Du erfreust dich der Kraft, Widerstand leisten zu können. Er trat nüchtern und unverdorben aus der wüsten Orgie, so wie jener Stern oben hinter der dunkeln Wolke hervorkam.

Er hatte einen Hausschlüssel zu seiner Wohnung. Er trat ein, und stieg geräuschlos die krachende hölzerne Treppe hinauf. Der Morgen dämmerte schon. Er ging an sein Fenster, und öffnete es. Die grüne Ulme auf dem Hofe des Zimmermannes sah so frisch aus, als sei sie in entfernten Einsamkeiten, ungetrübt von dem Rauche und Dampfe von Babylon, gewachsen.

„Natur, Natur!" murmelte Leonhard; „ich höre jetzt deine Stimme. Dies beruhigt; dies erkräftigt. Aber der Kampf ist schrecklich. Hier Verzweiflung am Leben, — dort Glauben an das Leben. Die Natur denkt an keines von beiden, und lebt heiter fort."

Jetzt hüpfte ein Vogel aus dem Laube des Baumes hervor und hüpfte auf der Erde unten, so daß Leonhard ihn nicht mehr sehen konnte; aber er hörte seinen Gesang. Er erweckte damit seine Gefährten — es erhoben sich viele Flügel in der Luft, und die Wolken rötheten sich gegen Osten.

Leonhard seufzte, und trat vom Fenster. Auf dem Tische neben Helenens Rosenstock, über den er sich traurig beugte, lag ein Brief. Er hatte ihn bisher nicht bemerkt. Er war von Helenens Hand. Er nahm ihn, und las ihn bei dem reinen, gesunden Lichtschimmer des Morgens:

„O! mein theurer Bruder Leonhard; werden dich

dieſe Zeilen geſund finden, und — ich wage nicht zu ſagen, glücklicher — aber weniger traurig, wie damals, als wir uns trennten? Ich ſchreibe dies knieend, ſo daß es mir ſcheint, als ſchriebe und betete ich zugleich. Du kannſt mich morgen Abend beſuchen, Leonhard. Komm zu mir — wir wollen zuſammen in dieſem ſchönen Garten luſtwandeln, und es iſt in demſelben eine Jasminlaube, von der wir London überſehen können. Ich habe ſo oft — ſo oft — dort hinab geblickt, ob ich die Dächer unſerer kleinen Straße ſehen könnte, und habe mir gedacht, ich ſähe unſern lieben Ulmbaum.“

„Miß Starke iſt ſehr freundlich gegen mich, und ich denke, wenn ich dich geſehen habe, werde ich glücklich hier ſein — das heißt, wenn du glücklich biſt.“

„Deine dankbare Schweſter
Helene.“

„Poſtſcript: Unſer Haus kannſt du leicht finden; es liegt links nahe an der Höhe des Hügels, einen Heckengang hinauf, an welchem an der einen Seite Kaſtanienbäume ſtehen. Ich werde dich am Thore erwarten.“

Leonhard's Stirn erheiterte ſich; er ſah wieder aus wie ſein früheres Ich. Aus dem dunkeln Meere ſeines Herzens lächelte das milde Antlitz eines Kindes, und die Wogen beruhigten ſich, wie auf das Wort eines Zauberers.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

„Wer iſt dieſer Herr Burley, und was hat er geſchrieben?“ fragte Leonhard Herrn Prickett, als er in den Laden zurückkehrte.

Wir wollen dieſe Frage ſelbſt beantworten: denn wir wiſſen mehr von Burley, wie Herr Prickett.

John Burley war der einzige Sohn eines armen Geiſtlichen in einem Dorfe bei Ealing, der geſpart und zuſammengeſcharrt hatte, um ſeinen Sohn nach einer trefflichen Provinzialſchule in einer nördlichen Grafſchaft, und dann in das College zu ſchicken. In dem letztern machte ſich während des erſten Jahres der junge Burley ſeinen Mitſchülern bemerklich durch ſeine dicken Schuhe und ſein grobes Leinenzeug, und den Lehrern durch ſeinen Fleiß und ſeine Kenntniſſe, ſo daß man die lebhafteſten Hoffnungen für ihn hegte. Im Anfange des zweiten Jahres brachen ſeine, bisher durch das Studium unterdrückten Lebensgeiſter hervor. Das Leſen war ihm leicht geworden; er ſchüttelte ſeine Aufgaben, ſo zu ſagen, aus dem Aermel. Er widmete ſeine Mußeſtunden keineswegs Sokratiſchen Symposien. Er gerieth unter eine ausſchweifende, trunkſüchtige Geſellſchaft, und dadurch in alle Arten von Verlegenheiten. Die Lehrer waren anfangs freundlich und nachſichtig in ihren Ermahnungen, denn ſie achteten ſeine Fähigkeiten, und hofften noch, er könne eine Ehre der Univerſität werden. Endlich kam er aber betrunken in ein Examen, und ſchrieb Aufſätze in der Manier des Ariſtophanes mit trefflichen Scherzen über die Dons und Perrückenköpfe. Die Beleidigung war um ſo größer, und erſchien um ſo abſichtlicher, als ſie in griechiſcher Sprache erfolgt war. John Burley ward ausgewieſen. Er kehrte in das Haus ſeines Vaters zurück als ein unglücklicher Mann, denn bei allen ſeinen Thorheiten hatte er ein gutes Herz. Von böſen Beiſpielen entfernt, war ſein Leben ein Jahr lang tadellos. Er wurde als Unterlehrer in die Schule zugelaſſen, in welcher er Unterricht als Schüler erhalten hatte. Dieſe Schule befand ſich in einer großen Stadt. John Burley wurde Mitglied eines Clubs von Geſchäftsleuten, und brachte

in jeder Woche drei Abende dort zu. Seine erſtaunlichen Unterhaltungs- und geſelligen Talente entwickelten ſich hier. Er ward das Orakel des Clubs, und dieſe Geſellſchaft, welche die nüchternſte und ruhigſte geweſen war, in welcher ernſte Familienväter je eine Pfeife rauchten oder ein Glas Bier ſchlürften, wurden unter des Herrn Burley Auſpicien ſo ausgelaſſen und munter, wie jene, in welcher das alte griechiſche Ziegenlied dem Bacchus geſungen ward. Dies konnte nicht ſo hingehen; es entſtand in den Straßen in einer Nacht ein großer Aufruhr, und am nächſten Morgen wurde der Unterlehrer entlaſſen. Zum Glück für John Burley's Gewiſſen war ſein Vater ſchon vorher geſtorben — in Hoffnung der Beſſerung ſeines Sohnes. Herr Burley hatte Bekanntſchaft mit dem Herausgeber der Grafſchaftszeitung gemacht, und ihm einige gute politiſche Artikel gegeben; denn er war, wie Parr und Porſon, ein ausgezeichneter Politiker. Der Zeitungseigenthümer gab ihm Briefe an Journaliſten in London, und John kam nach der Hauptſtadt, und wurde an einer ſehr achtbaren Zeitung beſchäftigt. Im College hatte er Audley Egerton, wenn auch nur oberflächlich, gekannt, und dieſer Herr erhob ſich damals zu großem Rufe im Parlamente. Burley ſtimmte mit einer Frage überein, in welcher Audley ſich ausgezeichnet hatte, und ſchrieb einen ſehr guten Artikel darüber — ſo gut, daß Egerton ſich nach dem Verfaſſer erkundigte, und beſchloß, für ihn zu ſorgen, wenn er ſelbſt zu einer Stellung gelangt ſei. Aber Burley war nicht ſo leicht zu verſorgen. Er verlor bald ſeine Beſchäftigung bei der Zeitung. Erſtens war er ſo unregelmäßig, daß man ſich nie auf ihn verlaſſen konnte; zweitens hatte er ehrliche, aber excentriſche Anſichten, die auf die Dauer keiner Partei ganz zuſagen konnten. Einer ſeiner

Artikel, den man unbedachtsam zuließ, hatte die Eigenthümer und die Leser der Zeitung mit Entsetzen erfüllt. Er war den Grundsätzen, welche die Zeitung vertheidigte, durchaus zuwider, und verglich ihren Lieblingsstaatsmann mit Catilina. John Burley schloß sich jetzt ein, und schrieb Bücher. Er schrieb zwei bis drei, sehr geistreich, aber nicht nach dem allgemeinen Geschmacke — abstract und gelehrt, voll von Einfällen, welche ergötzlich für die Menge waren, und mit Griechisch gespickt. Er gewann jedoch einiges Geld, und unter Gelehrten einigen Ruf. Audley Egerton gelangte jetzt zur Macht, und verschaffte ihm, wenn auch mit vieler Mühe — denn man hatte viele Vorurtheile gegen diesen wunderlichen Sohn der Musen — eine Anstellung.

Er versah sie einen Monat, und gab sie dann freiwillig auf. »Mein Stück Brot und meine Freiheit!« sagte John Burley, und er zog sich in ein Dachstübchen zurück. Seit jener Zeit bis jetzt lebte er — der Himmel weiß wie! Die Literatur ist ein Geschäft wie jedes andere; John Burley wurde immer mehr unfähig zu Geschäften. Er konnte nicht um Tagelohn arbeiten, sagte er; er schrieb, wenn er Lust und Laune hatte, oder wenn der letzte Penny in seiner Tasche war, oder wenn er sich im Schuldgefängnisse befand, was ihm durchschnittlich jedes Jahr zweimal widerfuhr. Er konnte meist verkaufen, was er geschrieben hatte, aber Niemand wollte ihm Aufträge geben. Magazine und andere periodische Schriften nahmen sehr gerne seine Artikel, aber sie mußten anonym sein; auch wurde sein Styl nicht immer entdeckt, denn er konnte ihn mit der Leichtigkeit einer geübten Feder verändern. Audley Egerton blieb sein bester Kunde, denn über einige Fragen, die sich auf die Metaphysik der Politik bezogen, wie Gesetzreformen und Staats-

wiſſenſchaften, ſchrieb Niemand mit ſo viel Kraft, wie John Burley. Audley Egerton war der einzige Mann, welchem John Burley immer zu Dienſten ſtand, für den er ein Trinkgelage aufgeben, und Lohnarbeit thun konnte; denn John Burley war von Natur aus dankbar, und er fühlte, daß Egerton ſich wirklich bemüht hatte, ihm nützlich zu ſein. Es verhielt ſich wirklich ſo, wie er Leonhard an der Brent geſagt hatte, nämlich ſelbſt nachdem er ſeine Stelle in London aufgegeben, war ihm vom Miniſter eine in Jamaika, und eine in Indien angeboten worden. Wahrſcheinlich hielten ihn aber noch andere Reize, wie die des einäugigten Barſch, in der Nähe London's zurück. Bei allen Fehlern ſeines Charakters und Benehmens hatte John Burley doch einige treffliche Eigenſchaften. Allerdings war er gegen ſich ſelbſt der größte Feind, aber man konnte kaum ſagen, daß er außerdem noch einen andern Feind habe. Selbſt wenn er einen glücklichern Schriftſteller kritiſirte, war er gutmüthig, ſogar in ſeiner Satyre; er hatte keine Galle, keinen Neid. Boshafte Perſönlichkeiten kannte er ſo wenig, daß er darin ein Vorbild für alle Kritiker hätte ſein können; nur in der Politik wurde er bisweilen wild und heftig. Sein Liebe zur Unabhängigkeit war zwar übertrieben, aber nicht ohne Größe. Kein Schmeichler und Heuchler, kein literariſcher Bettler, kein Subſcribentenſammler und Stellenjäger, beſtand er ſogar in ſeinen Verhandlungen mit Audley Egerton darauf, den Preis für ſeine Arbeiten ſelbſt zu beſtimmen. Da die von Audley verlangten Artikel viel Nachſchlagen und Eingehen auf Details erheiſchten, was nicht ganz nach ſeinem Geſchmacke war, ſo hielt er ſich für berechtigt, das Honorar etwas höher zu ſtellen, wie der Herausgeber des Journals, worin

die Artikel erſchienen, zu bewilligen pflegte. Er beſtimmte aber ſeinen Extrapreis ſelbſt, wie er auch gegen einen Buchhändler es gethan haben würde. Er wußte wohl, wenn er in Schulden und im Gefängniß war, daß einige Zeilen an Egerton ihn befreit haben würden; aber ſchrieb dieſe nie. Er wollte nur von ſeiner Feder abhängig ſein, — tauchte ſie haſtig in die Tinte, und ſchrieb ſich ſelbſt wieder frei. Sein ſchlimmſter Fehler war offenbar das unheilbare Laſter des Trunkes, und der gewöhnliche Begleiter desſelben — der Verkehr mit untergeordneter Geſellſchaft. König der Zigeuner zu ſein, — durch ſeinen wilden Humor die rohen, ungebildeten Naturen, die ſich um ihn verſammelten, zu erheitern, und bisweilen ſogar durch ſeine phantaſtiſche Beredſamkeit zu begeiſtern, — dies war ein Königthum, das ihn für alle Aufopferung edler Würde belohnte; eine Narrenkrone, die er gegen keine kaiſerliche vertauſcht haben würde. Um die Talente von John Burley richtig zu würdigen, mußte man ihn bei ſolchen Gelegenheiten ſprechen hören. Als Schriftſteller war er jetzt nur noch ungleichmäßiger Anſtrengungen fähig, aber als Redner in ſeiner regelloſen Art eigenthümlich und unvergleichlich. Die Gabe der Rede iſt eine der gefährlichſten für den, der ſie beſitzt; denn der Beifall wird ſo unmittelbar und mit ſo wenig Arbeit erworben. Tiefer und tiefer war John Burley geſunken, nicht allein in der Meinung Aller, die ſeinen Namen kannten, ſondern auch in der Ausübung ſeiner Talente. Dies ſchien ſogar abſichtlich und aus eigener Wahl zu geſchehen. Er ſchrieb bisweilen für ungeſtempelte Journale des Pöbels, die außerhalb der Schranken der Geſetze lagen, für Pence, wenn er von Journalen hohen Rufes Goldſtücke hätte erhalten können. Es machte ihm viel Vergnügen, Penny-Bal-

laden zu ſchreiben, und ſie dann auf den Straßen abſingen zu hören. Er machte ſich ſogar einmal zum Dichter der öffentlichen Ankündigungen eines Schneiders, und fand viel Vergnügen daran. Aber dies währte nicht lange, denn John Burley war ein Pittiſt; — „nicht ein Tory,“ pflegte er zu ſagen, „ſondern ein Pittiſt.“ Wenn man ihn von Pitt ſprechen hörte, würde man nicht gewußt haben, was man aus dieſem großen Staatsmanne machen ſollte. Er behandelte ihn wie die deutſchen Commentatoren den Shakeſpeare, und ſchrieb ihm alle möglichen Meinungen und Zwecke zu, die den berühmten praktiſchen Mann in eine Sybille verwandelt haben würden. Er war alſo ein Pittiſt, der Schneider aber ein Fanatiker für Thelwall und Cobbett. Herr Burley ſchrieb ein Gedicht, in welchem Brittania dem Schneider erſchien, ihm viel Lobſprüche machte über die Kunſt, die er ausübte, um ihre Söhne zu ſchmücken, und ihm einen Rieſenmantel gab, mit den Worten, daß er, und er allein befähigt ſei, ihn den Schultern lebender Menſchen anzupaſſen. Der übrige Theil des Gedichtes beſchäftigte ſich mit Herrn Snip's vergeblichen Verſuchen, ſeinen Mantel den ausgezeichneten Staatsmännern jener Zeit anzupaſſen; aber als er ganz in Verzweiflung gerieth, erſchien ihm Brittania wieder, und tröſtete ihn mit der Nachricht, er habe Alles gethan, was Sterblichen möglich ſei, und ſie hätte nur gewünſcht, Zwerge zu überzeugen, daß keine menſchliche Kunſt ihre Geſtalt dem William Pitt anzupaſſen vermöge. Sic itur ad astra. Sie kehrte zurück zu den Sternen mit ihrem Mantel. — Herr Snip war ſehr entrüſtet über dieſe allegoriſche Satyre, und zerſchnitt mit zorniger Schere die Bande zwiſchen ihm und dem Dichter.

So hat denn, wie wir hoffen, der Leſer hiermit einen

entſprechenden Begriff von John Burley — einem Beiſpiele ſeiner Gattung, die in keinem Zeitalter ſehr gewöhnlich, und jetzt glücklicherweiſe ganz erloſchen iſt, da Schriftſteller von allen Graden der allgemeinen Verbeſſerung in Betreff der Sparſamkeit und Ordnung, und des nüchternen Anſtandes ſich anſchließen, die in den Nationalſitten eingetreten iſt. Herr Prickett theilte Leonhard, wenn auch nicht ſo ausführlich wie wir, eine leidlich genaue Schilderung von John Burley mit, indem er ihn darſtellte als einen Mann von großen Fähigkeiten und großer Gelehrſamkeit, der ſich aber gänzlich weggeworfen habe.

Leonhard ſah jedoch nicht ein, wie man Herrn Burley wegen dieſer Vergeudung ſeines Lebens zu tadeln berechtiget ſei. Er konnte nicht begreifen, daß ein Mann von Genie ſich freiwillig auf die niedrigſte Stufe der geſelligen Rangordnung ſetze. Er glaubte vielmehr, er ſei durch die Nothwendigkeit dorthin gerathen.

Als Herr Prickett zum Schluſſe ſagte: „Nun, ich denke, Burley wird Sie von dem Wunſche, Schriftſteller zu werden, noch mehr heilen, wie Chatterton," — erwiederte der junge Mann düſter: „Vielleicht!" und wendete ſich dem Bücherbrete zu.

Mit Herrn Prickett's Einwilligung verließ Leonhard früher wie gewöhnlich ſeine Beſchäftigung, und etwas nach Sonnenuntergang ſchlug er ſeinen Weg nach Highgate ein. Er war glücklicherweiſe angewieſen worden, den neuen Weg durch den Regentspark, und weiter durch eine ſehr grüne und angenehme Gegend zu wählen. Das Gehen, die friſche Luft, der Geſang der Vögel, und vor Allem, als er den halben Weg erreicht hatte, die Einſamkeit der Landſchaft trugen dazu bei, ſeine ernſten und düſtern Betrach-

tungen zu verſcheuchen. Als er in den von Kaſtanienbäumen beſchatteten Heckengang kam, und plötzlich der ihn erwartenden Helene, die an dem Gitterthore und unter dem Schatten kühler Zweige ſtand, ſich jetzt erheiterndes Geſicht erblickte, ſtrömte das Blut ſchneller durch ſeine Adern, und ſein Herz klopfte laut und dankbar.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Sie zog ihn in den Garten mit ſo wahrer und kindlicher Freude!

Jetzt ſaßen ſie in der Laube zuſammen, zwiſchen duftenden Blüthen, und unten dehnte ſich die Wildniß der Häuſer und Thürme weithin aus, und ſie ſahen London dunkel und ſchweigend, wie in einem Traume.

Sie nahm ihm den Hut ſanft von der Stirne, und ſah ihm mit thränenfeuchten und forſchenden Augen in's Geſicht.

Sie ſagte nicht: „Du biſt verändert.“ Sie ſagte: „Weshalb habe ich dich verlaſſen!“

„Sei unbekümmert um mich, Helene. Ich bin ein Mann, und nicht verzärtelt auferzogen; — ſprich nur von dir ſelbſt. Dieſe Dame iſt alſo gütig gegen dich?“

„Erlaubt ſie nicht, daß du mich beſuchen darfſt? O, ſehr gütig — und ſieh hier!“

Helene zeigte auf Früchte und Kuchen, die auf dem Tiſche ſtanden. „Ein Feſt für uns, Bruder!“

Sie begann ihre Gaſtfreundſchaft auf ſo allerliebſte Art aufzudringen, ſcherzhafter, wie ſie ſonſt zu ſein pflegte, ſehr ſchnell ſprechend, und mit erzwungenem, aber wohlklingendem Lachen.

Allmälig gelang es ihr, ſeine Düſterheit und Zurückhaltung zu entfernen. Obgleich er ihr die Urſache ſeiner bitterſten Sorgen nicht entdecken konnte, geſtand er doch ein, daß er viel gelitten habe. Er würde dies keinem andern lebenden Weſen anvertraut haben. Dann ging er von dieſem kurzen Geſtändniſſe ſchnell zu der Verſicherung über, das Schlimmſte ſei vorbei, und ſuchte ſie durch den Bericht von ſeiner erneuerten Bekanntſchaft mit dem Barſchfiſcher zu unterhalten. Aber als er von dieſem Manne mit einer Art widerſtrebender Bewunderung ſprach, vermiſcht mit trauriger, aber mitleidiger Theilnahme, und eine groteske, aber gemilderte Skizze von der wilden Scene entwarf, deren Zuſchauer er geweſen war, wurde Helene ernſt und beunruhigt.

„O! Bruder, geh' nicht wieder dorthin; — gib den Umgang mit dieſem böſen Manne auf.“

„Böſe? — Nein! er iſt hoffnungslos und unglücklich, und hat ſich Reizmitteln und der Vergeſſenheit hingegeben, — aber du kannſt ſo etwas nicht verſtehen, meine hübſche Predigerin.“

„Doch, Leonhard. Was iſt der Unterſchied zwiſchen den Guten und den Böſen? Die Guten geben Verſuchungen nicht nach, aber die Böſen ....“

Die Erklärung war ſo einfach und ſo geiſtreich, daß ſie mehr Eindruck auf Leonhard machte, wie vielleicht die gelungenſte Predigt des Pfarrers Dale.

„Ich habe oft zu mir ſelbſt geſagt, ſeitdem ich dich verlor: Helene war mein guter Engel. — Mein Herz iſt dunkel für mich ſelbſt, und während du ſprichſt, ſcheint das Licht in ihm zu erwachen.“

Dieſes Lob verwirrte Helenen ſo, daß ſie nicht gleich

Worte fand; aber allmälig gelang es ihr, ihm noch mehr Troſt zuzuſprechen. Er erzählte ihr nun die traurige Geſchichte von Chatterton, und war geſpannt, ihre Bemerkungen darüber zu vernehmen.

„Nun?“ ſagte er, da er ſah, daß ſie ſchwieg; „wie kann ich Hoffnung hegen, da dieſes ausgezeichnete Genie vergebens mit dem Leben kämpfte und verzweifeln mußte? Was fehlte ihm, außer Geburt und Vermögen, Freunde und menſchliche Gerechtigkeit?“

„Betete er zu Gott?“ fragte Helene, ihre Thränen trocknend.

Leonhard war wieder betroffen. Als er das Leben Chatterton's las, hatte er nicht den wirklichen oder angenommenen Skepticismus des Unglücklichen beachtet, der auf irdiſche Unſterblichkeit Anſpruch machte. Nach Helenens Frage drang ſich ihm dieſer Skepticismus auf.

„Weshalb fragſt du das, Helene?“

„Weil, wenn wir oft beten, wir ſo geduldig werden,“ antwortete das Kind. „Wäre er noch einige Monate länger geduldig geweſen, ſo würde vielleicht Alles für ihn gut geworden ſein, wie es für dich werden wird, Bruder, wenn du oft beteſt. Du wirſt dann auch geduldig ſein.“

Leonhard überließ ſich tiefem Nachdenken, und diesmal war es nicht düſter. Aus jenem verhängnißvollen Leben drang ſich ihm jetzt eine andere Stelle auf, die er vorher nicht gebührend beachtet hatte, aber nun für eines der dunkelſten Geheimniſſe in dem Geſchicke Chatterton's hielt.

Zu derſelben Zeit, als der verzweifelnde Dichter ſich in ſein Dachſtübchen eingeſchloſſen hatte, um ſeinen Geiſt von der irdiſchen Prüfung zu befreien, begann für ſein Genie das Licht des Ruhmes ſchon zu leuchten. Gute und

gelehrte und einflußreiche Männer ſtanden ſchon im Begriffe, ihm nützlich zu ſein, und ihn zu retten. Noch ein Jahr — ja vielleicht nur noch ein Monat — und er konnte unter den angeſehenſten ſeiner Zeit berühmt und erhöht ſein.

„O! Helene," ſagte Leonhard, indem er ſeine Stirn erhob, von der die Wolke entſchwunden war, „weshalb haſt du mich verlaſſen?"

Jetzt ward Helene betroffen, als er dieſes Bedauern wiederholte, und auch ſie wurde nachdenkend. Endlich fragte ſie ihn, ob er wegen des Koffers ihres Vaters geſchrieben habe, den ſie in dem Wirthshauſe zurückgelaſſen hatten.

Obgleich Leonhard ſich etwas verletzt fühlte über dieſe, wie er glaubte, kindiſche Unterbrechung eines ernſtern Geſpräches, geſtand er doch mit Selbſtvorwürfen, daß er es vergeſſen habe, und fragte, ob er ſchreiben ſolle, daß der Koffer ihr unter der Adreſſe von Miß Starke geſchickt werde.

„Nein, laß ihn zu dir ſchicken. Es wird mich freuen, zu wiſſen, daß etwas von dem Meinigen bei dir iſt, — und vielleicht bleibe ich nicht lange hier."

„Nicht hier bleiben? Das mußt du, meine theure Helene — wenigſtens ſo lange Miß Starke dich behalten will, und freundlich gegen dich iſt. — Uebrigens," fügte Leonhard faſt mit ſeinem frühern hoffnungsvollen Tone hinzu, „denke ich mir meinen Weg noch zu bahnen, und dann haben wir unſere eigene Hütte zuſammen. Aber — o Helene! — ich vergaß — du verletzteſt mich: du haſt dein Geld bei mir gelaſſen. Ich fand es erſt vor einigen Tagen in meiner Commode. Ich habe es dir mitgebracht."

„Es iſt nicht das meinige; — es iſt das deinige. Wir wollten zuſammen theilen; du haſt Alles bezahlt, — und wie kann ich es hier auch nöthig haben?"

Doch Leonhard war hartnäckig, und als Helene traurig Alles zurückempfangen hatte, was ihr Vater ihr an Geld hinterlaſſen, trat eine hohe weibliche Geſtalt in den Eingang der Laube, und ſagte mit einer Stimme, die alles Gefühl in die Winde zerſtreute: — „Junger Mann, es iſt Zeit zu gehen!“

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

„Schon!“ ſtammelte Helene, und ſie ſchlich ſich an Miß Starke's Seite, während Leonhard aufſtand, und ſich verbeugte. „Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Madame,“ ſagte er mit jener Anmuth, welche die Verfeinerung des Geiſtes gewährt, „daß Sie mir erlaubt haben, Miß Helenen zu ſehen. — Ich darf aber Ihre Güte nicht mißbrauchen.“ Miß Starke ſchien über ſein Anſehen und Benehmen zu erſtaunen, und machte einen ſteifen Knix.

Es war kaum möglich, ſich eine Frau von ſtrengerem Weſen zu denken, wie Miß Starke. Sie war, wie „die weiße grimmige Frau“ in den Kinderliedern. Doch war es jedenfalls gutmüthig von ihr, daß ſie dem Fremden geſtattet hatte, ihren reinlich gehaltenen Garten zu betreten, und daß ſie ihn und ihre kleine Geſellſchafterin mit Früchten und Kuchen bewirthet hatte. Dies konnte man ihr nach ihrem Anſehen nicht zutrauen. „Darf ich ihn bis an's Thor begleiten?“ fliſterte Helene, als Leonhard ſchon auf dem Wege war.

„Ja, mein Kind; aber verweile nicht zu lange. Komme bald zurück, und verſchließe den Kuchen und das Obſt, ſonſt könnte die Katze davon naſchen.“

Helene eilte Leonhard nach.

„Schreibe mir, Bruder — ſchreibe mir, und vermeide den Umgang mit jenem Manne, der dich mit an den ſchlechten Ort nahm.“

„O Helena! ich gehe von dir, ſtark genug, um ſchlimmern Gefahren, wie dieſe, Trotz zu bieten,“ ſagte Leonhard faſt heiter.

Sie küßten ſich an der kleinen Gitterthüre, und trennten ſich.

Leonhard ging in dem Sommermondſchein nach Hauſe, und als er in ſein Zimmer trat, ſah er zuerſt nach dem Roſenſtocke. Die Blätter der am vorigen Tage noch friſchen Blumen lagen zerſtreut umher, aber es waren neue Knoſpen aufgeſprungen.

„Die Natur erneuert ſich immer wieder,“ ſagte der junge Mann. Er hielt einen Augenblick inne, und fügte dann hinzu: „Kommt es daher, weil die Natur ſehr geduldig iſt?“

Sein Schlaf wurde in dieſer Nacht nicht unterbrochen durch die Träume, die ihn in der letzten Zeit beängſtigt hatten. Er ſtand erfriſcht auf, und ging an ſein Tagewerk, — nicht durch die weniger belebten Straßen ſchleichend, ſondern mit feſtem Schritte durch das Gedränge der Menſchen. Sei kühn, Abenteurer — du haſt noch mehr zu erdulden! Wirſt du verſinken? Ich blicke in dein Herz, aber ich kann die Frage nicht beantworten.

Siebentes Buch.

Einleitungs-Capitel.

„Was iſt Muth?“ ſagte mein Onkel Roland, aus der Träumerei erwachend, der er ſich hingegeben hatte, nachdem das ſechſte Buch dieſer Geſchichte unſerem Familienkreiſe vorgeleſen worden war.

„Was iſt Muth?“ wiederholte er dringender. „Iſt es Unempfindlichkeit gegen die Furcht? Das kann nur eine zufällige Eigenſchaft der Körperbeſchaffenheit ſein, und dann iſt es kein beſonderes Verdienſt, ſich muthig zu zeigen.“

„Es freut mich ſehr, dich ſo ſprechen zu hören,“ bemerkte Herr Carton; „denn ich möchte mich nicht gern für feige halten, und bin doch ſehr empfindlich für die Furcht in allen körperlichen und moraliſchen Gefahren.“

„Auſtin, wie kannſt du das ſagen?“ fuhr meine Mutter auf. „Biſt du nicht erſt in der vorigen Woche dem großen Stier entgegengetreten, der Blanche und die Kinder verfolgte?“

Blanche trat bei dieſer Erinnerung hinter den Stuhl meines Vaters, beugte ſich über ſeine Schulter, und küßte ſeine Stirn.

Herr Carton, bleibt ganz unbewegt bei dieſen Schmeicheleien: „Ich läugne nicht, daß ich dem Stiere entgegentrat; aber ich behaupte, daß ich ſehr erſchrocken war.“

Roland: „Das Gefühl der Ehre, welches die Furcht beſiegt, iſt der wahre Muth der Ritter; ſie konnten nicht fortlaufen, als Andere zuſahen — kein Gentleman konnte es.“

Herr Carton: „Unſinn! Deshalb blieb ich nicht ſtehen, Capitän; ich wäre ſchnell genug gelaufen, wenn ich geglaubt hätte, etwas Gutes damit zu erreichen. Ich blieb ſtehen, weil mein Verſtand mir ſagte, daß, da der Stier ſchneller laufen könne, wie ich, es die einzige Möglichkeit ſei, ihm zu entgehen, wenn ich das Thier eben ſo erſchrocken machte, wie ich ſelbſt es war.“

Blanche: „Ah! daran dachteſt du nicht; dein einziger Gedanke war, mich und die Kinder zu retten.“

Herr Carton: „Wohl möglich, meine Theure — wohl möglich, daß ich um euch erſchrocken war — aber um meinethalben auch jedenfalls ſehr. Glücklicherweiſe hatte ich aber den Regenſchirm, und ich ſpannte ihn aus, und hielt ihn dem Thiere vor ſeine dummen Augen, indem ich ihm zugleich die ſchwerſten Verſe zuſchleuderte, deren ich mich aus dem erſten Chor der Sieben gegen Theben erinnerte. Ich begann mit **Eledemnas Pedioploktupos**, und als ich in das große Geheul von ἰώ, ἰώ, ἰώ, ἰώ — kam, ſtand der Stier ſo betroffen ſtill, wie bei dem Gebrülle eines Löwen. Ich werde nie ſein erſtauntes Brummen über das Griechiſche vergeſſen. Dann ſchlug er mit den Hinterbeinen aus, und ſprang ſchnell durch die Oeffnung in der Hecke. So bewaffnet mit Aeſchylus und dem Regenſchirme, behauptete ich das Schlachtfeld — aber . . .“ (fuhr Herr Carton unbefangen fort) „ich möchte nicht dieſe halbe Minute noch einmal erleben.“

„Das möchte wohl Niemand,“ erwiederte der Capitän freundlich. „Auch ich würde ſehr ungern einem Stiere entgegentreten, ſelbſt mit einem größern Regenſchirme, wie der deinige, und wenn ich auch den ganzen Aeſchylus und den Homer dazu auswendig wüßte.“

Herr Carton: „Du würdeſt dir aber nichts daraus gemacht haben, wenn es ein Franzoſe mit dem Degen in der Hand geweſen wäre.“

Der Capitän: „Natürlich nicht. Es würde mir ſogar Vergnügen gebracht haben,“ fügte er zornig hinzu.

Herr Carton: „Doch mancher ſpaniſche Matador, der einen Stier nicht fürchtet, würde bei dem erſten Ausfalle en quarte von einem Franzoſen davonlaufen. Wenn der Muth körperlich iſt, ſo iſt er daher auch eine Folge der Gewohnheiten. Wir treten ruhig den Gefahren entgegen, an die wir gewöhnt ſind, und weichen vor denen zurück, von denen wir keine Erfahrung haben. Ich zweifle, ob ſelbſt der Marſchall Turenne auf einem Seile ſich ganz behaglich gefühlt haben möchte, und ein Seiltänzer, der geneigt zu ſein ſcheint, mit titaniſcher Verwegenheit in den Himmel zu ſteigen, kann ſich vielleicht vor einem Kanonenſchuß fürchten.“

Capitän Roland: „Dies iſt alles noch nicht der Muth, den ich meine, und es gibt eine andere Art desſelben. Ich verſtehe unter Muth, was die beſondere Kraft und Würde des menſchlichen Charakters begründet, ohne das es kein Vertrauen auf Grundſätze, keine Beſtändigkeit in der Tugend gibt; — ein Etwas,“ (fuhr mein Onkel galant und mit einer halben Verbeugung gegen meine Mutter fort) „welches das weibliche Geſchlecht mit uns gemeinſam hat. Wenn der Liebende zum Beiſpiele die Hand ſeiner Geliebten nimmt, und ſagt: „willſt du mir treu ſein trotz der Abweſenheit und der Zeit, in Glück und in Unglück, wenn auch meine Feinde mich verleumden, wenn auch deine Freunde dir abreden, und unſer Loos im Leben rauh und dornigt iſt?“ und wenn die Geliebte antwortet: »ich will

dir treu ſein!» vertraut dann der Liebende nicht eben ſo gut ihrem Muthe, wie ihrer Liebe?»

„Die Frage iſt ſehr gut geſtellt, Roland," bemerkte mein Vater. „Aber aus welchem Grunde beſchäftigen wir uns mit dieſen Unterſuchungen über den Muth?»

Capitän Roland, mit leichtem Erröthen: „Ich wurde dazu veranlaßt durch die letzten Capitel in der Novelle meines Neffen, obgleich es vielleicht thöricht iſt, ſo viel Nachdenken auf etwas zu verwenden, das ohne Zweifel Piſiſtratus ſo leicht wird. — Ich ſehe dieſen armen Knaben Leonhard allein mit ſeinen entſchwundenen Hoffnungen (obgleich ſie ſehr unvernünftig waren) und ſeinem Gefühle der Schande. Ich darf wohl ſagen, daß ich beſſer in ſeinem Herzen leſe, wie Piſiſtratus; denn ich könnte fühlen, wie jener Knabe, wenn ich in derſelben Lage wäre, und indem ich daran dachte, was er und Tauſende wie er überſtehen müſſen, fragte ich mich, was kann ihn und ſie retten? Ich antwortete wie ein Krieger: Muth! — Sehr gut; aber, Auſtin, was iſt Muth?»

Herr Caxton, kläglich eine Antwort vermeidend: „Papae! Bruder, da du eben den Damen die Eigenſchaft auch zugeſchrieben haſt, ſo richte doch lieber deine Frage an ſie."

Blanche lehnte hier beide Hände auf den Stuhl meines Vaters, und ſagte, indem ſie anfangs verſchämt die Augen niederſchlug, dann aber durch den Gegenſtand ſelbſt ermuthigt wurde: „Glauben Sie nicht, Sir, daß die kleine Helene ſchon angedeutet hat, wenn auch nicht, was Muth iſt, wenigſtens doch das wahre Weſen alles Muthes, der duldet und ſiegt, der veredelt und heiligt? Iſt es nicht die Geduld, Vater? — Deshalb hat auch das weibliche

Geſchlecht ſeinen eigenen Muth. Die Geduld maßt ſich nicht an, über der Furcht erhaben zu ſein; aber ſie läßt wenigſtens nie die Verzweiflung zu."

Piſiſtratus: „Küſſe mich, meine Blanche; denn du biſt der Wahrheit nahe gekommen, die den Krieger verwirrte und den Weiſen in Verlegenheit ſetzte."

Herr Caxton, mürriſch: „Wenn ich unter dem Weiſen gemeint ſein ſoll, ſo bin ich durchaus nicht darüber verlegen. Der Himmel weiß es, daß du Recht haſt, Geduld anzuempfehlen; — es iſt eine Tugend, deren deine Leſer ſehr bedürfen werden. — Trotz dem," fügte mein Vater hinzu, indem er ſich durch die Freude über ſeinen Scherz beſänftigt hatte, „trotzdem haben Blanche und Helene ganz recht. Die Geduld iſt der Muth des Siegers, es iſt die Tugend par excellence des Menſchen gegen das Geſchick, — des Einzelnen gegen die Welt, und des Geiſtes gegen die Materie. Deshalb iſt dies der Muth des Evangeliums, und ſeine Wichtigkeit in geſelliger Beziehung, — ſo wie für Racen und Inſtitutionen — kann nicht zu hoch angeſchlagen werden. Was iſt es, wodurch ſich der Anglo-Sachſe von den andern Stämmen der menſchlichen Familien unterſcheidet, Wüſten mit ſeinen Kindern bevölkert, und ihnen die Erbſchaft entſtehender Welten überweiſet? Was anders, als ſeine Fähigkeit, zu dulden, zu ertragen, zu leiden — die Geduld, die kräftigen Widerſtand leiſtet, und allmälig Neuerungen einführt. Vergleiche ihn mit dem Franzoſen; dieſer hat Tapferkeit genug, daran läßt ſich nicht zweifeln; aber Standhaftigkeit hat er nicht genug, um eine Stecknadelſpitze damit zu bedecken. Er iſt bereit, aus der Welt hinauszulaufen, wenn er von einem Floh gebiſſen wird."

Capitän Roland: „Vor einigen Tagen ſtand eine

Geſchichte in der Zeitung von einem Franzoſen, der ſich wirklich das Leben nahm, weil er durch die kleinen Geſchöpfe, von denen du ſprachſt, Auſtin, ſo gepeinigt wurde. Er ließ ein Papier auf ſeinem Tiſche zurück, worin er erklärte, das Leben ſei ſolcher Qualen nicht werth*)."

Herr Caxton, feierlich: »Sir die ganze politiſche Geſchichte Frankreichs, ſeit der berühmten Verſammlung des tiers état, war die Geſchichte von Männern, die lieber zum Teufel gehen, wie von einem Floh gebiſſen ſein wollen. Es iſt die Geſchichte menſchlicher Ungeduld, welche die Zeit zu überwältigen ſucht, und das Wachsthum von Wäldern erwartet aus dem Samen eines Pilzes, weshalb ſie — alle Gegenſätze conſtitutioneller Experimente durchlaufend — wenn ſie der Demokratie am nächſten ſind, einem Despoten in die Hände fallen; und Alles, was ſie wirklich gethan haben, beſtand darin, zu zerſtören, was die Begründung einer jeden leidlichen Regierung bedingt. Eine conſtitutionelle Monarchie kann nicht beſtehen ohne Ariſtokratie, und eine geſunde Republik iſt unverträglich mit Verderbniß der Sitten. Das Geſchrei nach Gleichheit widerſtrebt der Civiliſation, die nothwendigerweiſe Armuth dem Reichthume entgegenſtellt, und ſei es nun ein Kaiſer oder

*) Thatſache. — In einem Werke des Herrn Gibert, eines berühmten franzöſiſchen Arztes, über Hautkrankheiten, berichtet er, jenes empfindliche, beunruhigende, unter dem Namen prurigo bekannte Jucken habe, wenn auch an und für ſich nicht gefährlich, doch die damit behafteten Kranken oft zum — Selbſtmord veranlaßt. Ich glaube, unſer veränderliches Klima und unſere erhitzenden Getränke und Nahrungsmittel machen dieſe Hautkrankheit häufiger in England, wie in Frankreich; aber ich zweifle, ob je deshalb ein Engländer zum Selbſtmorde ſchreiten wird.

ein Pöbel, der herrſcht, ſo iſt Kraft die einzige Hoffnung der Ordnung, und die Regierung iſt nur ein Heer.»

„Schildere den Werth, o Piſiſtratus! der Geduld in Beziehung ſowohl auf das männliche, als das weibliche Geſchlecht. Du berührſt hier die Hauptfrage der bürgerlichen Geſellſchaft, — das Geheimniß, welches den Einzelnen erkräftigt und die Million zuſammenhält. Mich meinestheils kümmert es nicht, wenn du langweilig wirſt, ſo lange es dir nur Ernſt iſt. Gehe auf das Einzelne ein, und hebe das wirkliche Leben in ſeinem Kriege mit den Umſtänden hervor. Berückſichtige es nicht, ob man dich nur langſam leſen kann — der Inhalt wird dann wohl nicht ſo ſchnell vergeſſen. Geduld! Geduld! beim Geiſt des Epictet, deine Leſer ſollen dir ein Beiſpiel geben!»

Zweites Capitel.

Leonhard hatte zweimal an Miſtreß Fairfield, zweimal an Riccabocca, und einmal an Herrn Dale geſchrieben, aber der arme, ſtolze Knabe konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Demüthigung zu verrathen. Er ſchrieb wie in der heiterſten Stimmung, und als ſei er vollkommen zufrieden mit ſeinen Ausſichten. Er berichtete, daß er angenehm beſchäftigt ſei — mitten unter Büchern — und wohlwollende Freunde gefunden habe. Dann ging er von ſeinen Angelegenheiten auf die Anderer über, an die er geſchrieben hatte, und auf die Intereſſen der ſtillen Welt, in welcher ſie lebten. Er theilte ſeine Adreſſe nicht mit, noch jene des Herrn Prickett. Er datirte ſeine Briefe von einem kleinen Kaffeehauſe in der Nähe des Buchhändlers, wo er bisweilen ſeine einfachen Mahlzeiten zu ſich nahm. Er hatte

hierbei den Beweggrund, daß er nicht wünſchte aufgefunden zu werden. Herr Dale antwortete für ſich und für Miſtreß Fairfield auf die an Sie gerichteten Briefe. Riccabocca ſchrieb auch. — Nichts konnte freundlicher ſein, wie die Antworten beider. Leonhard erhielt ſie in einer ſehr düſtern Zeit ſeines Lebens, und ſie erkräftigten ihn in dem ſtillen Kampfe mit der Verzweiflung.

Wenn wir der Jugend Freundlichkeit auf dem erſten rauhen Pfade, den Berg des Lebens hinauf, erzeigen, ſo iſt dies eine Wohlthat, deren Wirkung auf den menſchlichen Geiſt wir nicht ermeſſen können, und die wir ausüben, ohne es zu wiſſen.

Leonhard's Züge hatten wieder ihre frühere Heiterkeit in dem Verkehre mit Herrn Prickett, aber er gewann ſeine unbefangene Offenherzigkeit nicht wieder. Die untern Strömungen waren wieder frei von dem aus der Tiefe aufgeregten Schlamme, aber noch zu ſtark und zu ſchnell, um die Oberfläche durchſichtig erſcheinen zu laſſen. Jetzt lebte er auch in der höhern Welt der Bücher, ſtill und ernſt, wie ein Seher, der die Todten anruft. So dem Wiſſen gegenüber, entdeckte er in jeder Stunde immer mehr, wie wenig er wiſſe. Herr Prickett lieh ihm die Werke, die er ſich auserwählte und mit nach Hauſe zu nehmen wünſchte. Er brachte ganze Nächte mit Leſen zu, aber er las nicht mehr ungeregelt — keine Poeſien, keine Lebensbeſchreibungen von Dichtern. Er las, was Dichter leſen müſſen, wenn ſie ſich auszeichnen wollen — **Sapere principium et fons**; — tiefe Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt; — die Beziehungen zwiſchen Beweggründen und Handlungen, zwiſchen Gedanken und Thaten; — die ernſten und feierlichen Wahrheiten aus der Vergangenheit; — Alterthümer,

Geſchichte, Philoſophie. Er wurde außer ſich ſelbſt geſetzt, und mit fortgeriſſen in den Ocean des Weltall's. In dieſem Ocean, o Seher! ergründe das Geſetz der Veränderungen, und wenn du nirgends den Wechſel ſiehſt — denn der Gedanke herrſcht über Allem —, ſo wird das Fatum — dieſes gefürchtete Schreckbild — aus der Schöpfung verſchwinden, und nur die Vorſehung ſichtbar ſein im Himmel und auf Erden.

Drittes Capitel.

In einem Landhauſe, eine Tagereiſe von London, ſollte eine bedeutende Bücherverſteigerung Statt finden. Herr Prickett beabſichtigte, ſie für ſein eigenes Geſchäft zu beſuchen, auch hatte er Aufträge von mehreren Herren; aber an dem für ſeine Abreiſe beſtimmten Morgen erlitt er einen heftigen Rückfall ſeines alten Feindes, des Rheumatismus. Er erſuchte Leonhard, ſtatt ſeiner hinzureiſen. Dieſer blieb drei Tage dort, kehrte ſpät am Abende zurück, und ging gleich nach Herrn Prickett's Hauſe. Der Laden war geſchloſſen; er klopfte an die Thüre zur Wohnung, die ein Fremder ihm öffnete, welcher auf die Frage, ob Herr Prickett zu Hauſe ſei, mit traurigem Geſichte erwiederte: »Junger Mann, Herr Prickett senior iſt in ſeine ewige Heimat eingegangen, aber Herr Richard Prickett wird Sie empfangen.«

In dieſem Augenblicke ſah ein ſehr ernſter Mann aus der Seitenthüre, die ſich von dem Laden auf den Gang öffnete, und trat dann vor. — »Kommen Sie, Sir! Sie ſind, wie ich vermuthe, der Gehilfe meines verſtorbenen Onkels, — Herr Fairfield.«

»Ihres verſtorbenen Onkels? O Himmel! verſtehe

ich Sie recht, Sir? — Iſt Herr Prickett geſtorben, ſeitdem ich London verließ?"

„Er ſtarb plötzlich in der vorigen Nacht, Sir! Der Doctor glaubt, daß der Rheumatismus ſich auf das Herz geworfen hat. Herr Prickett hatte wenig Zeit, ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und ſeine Bücher ſcheinen in großer Unordnung zu ſein. Ich bin ſein Neffe und Teſtamentsvollzieher."

Leonhard war dem Neffen in den Laden gefolgt. Dort brannte noch die Gaslampe. Der Ort machte jetzt noch einen unheimlichern und traurigern Eindruck. Die Gegenwart des Todes wird gefühlt in jedem Hauſe, das es beſucht.

Leonhard war ſehr ergriffen — noch mehr vielleicht in Folge des gänzlichen Mangels an Gefühl, den der Neffe darlegte. Der Verſtorbene hatte mit ihm, ſeinem nächſten Verwandten und geſetzlichen Erben — ebenfalls einem Buchhändler — nicht im freundlichen Vernehmen geſtanden.

„Ich finde in den Papieren meines verſtorbenen Onkels, junger Mann, daß Sie nur auf die Woche angenommen waren. Er gab Ihnen wöchentlich ein Pfund Sterling — eine bedeutende Summe! — Ich werde Ihrer Dienſte nicht ferner bedürfen, denn ich will dieſe Bücher nach meinem eigenen Hauſe bringen laſſen. Haben Sie die Güte, mir ein Verzeichniß zu ſchicken, was Sie auf der Verſteigerung gekauft haben, und die Berechnung Ihrer Reiſekoſten ꝛc. Was Ihnen gebührt, ſoll Ihnen geſchickt werden. — Guten Abend!"

Leonhard ging nach Hauſe, niedergeſchlagen und traurig über den plötzlichen Tod des ſo freundlich gegen ihn geſinnt geweſenen Herrn. Er dachte jenen Abend nicht viel an ſich ſelbſt; aber als er am nächſten Tage erwachte, fühlte er

plötzlich, daß die Welt von London vor ihm liege, ohne einen Freund, ohne einen Beruf, ohne eine Beſchäftigung, durch die er ſich ſein Brot erwerben könne.

Diesmal war es kein eingebildeter Schmerz; kein enttäuſchter poetiſcher Traum! Vor ihm ſtand ſchrecklich und in der Wirklichkeit — der Hunger!

Konnte er ihm entfliehen? — Ja. — Zurück in das Dorf, in die Hütte ſeiner Mutter, in den Garten des Verbannten, zu den Radieschen und dem Springbrunnen! Weshalb konnte er nicht entfliehen? — Fragt, weshalb die Civiliſation ihren Uebeln nicht entfliehen und in die Wildniß und zu den Wigwam zurückkehren kann.

Leonhard hätte ſich nicht entſchließen können, in die Hütte zurückzukehren, ſelbſt wenn der Hunger, der ihm gegenüber ſtand, ihn ſchon mit ſeiner Skeletthand ergriffen hätte. — London läßt nicht ſo leicht ſeine, dem Verhängniß geweihten Stiefſöhne wieder los.

Viertes Capitel.

Eines Tages ſtanden drei Perſonen vor einem alten Bücherladen in einem Durchgange von der Oxfordſtraße nach Tottenham Court Road. Zwei von ihnen waren Gentlemen, und der dritte von der Claſſe und dem Anſehen derer, die gewöhnlich vor alten Bücherläden verweilen.

„Sehen Sie," ſagte einer der Gentlemen zu dem andern, „ich habe hier gefunden, was ich vergebens ſeit den letzten zehn Jahren ſuchte — den Horaz, von 1580 — den Horaz der vierzig Commentatoren — ein vollkommener Schatz der Gelehrſamkeit, und nur mit dem Preiſe von vierzehn Schilling bezeichnet."

„Bemerken Sie, Norreys," erwiederte der Andere, „was noch mehr Ihres Studiums werth iſt..." — und er zeigte auf den Dritten, deſſen Geſicht — ſcharf und abgemagert — mit inniger und ſo zu ſagen hungriger Aufmerkſamkeit über einen alten wurmſtichigen Band gebeugt war.

„Was iſt das für ein Buch, Mylord?" flüſterte Herr Norreys.

Sein Gefährte lächelte, und erwiederte durch eine andere Frage: „Was iſt das für ein Mann, der das Buch lieſt?"

Herr Norreys trat hinzu und blickte über die Schulter des Leſenden. „Preſton's Ueberſetzung von Boethius „die Tröſtungen der Philoſophie," ſagte er zu ſeinem Freunde zurückkehrend.

„Der arme Jüngling ſieht aus, als bedürfe er aller Tröſtungen, die ihm die Philoſophie gewähren kann."

In dieſem Augenblicke blieb ein vierter Vorübergehender vor dem Bücherladen ſtehen. Er erkannte den bleichen jungen Mann, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter, und ſagte: „Aha! Sir, wir treffen uns wieder. — Alſo der arme Prickett iſt todt! Doch Sie werden immer noch von den frühern Erinnerungen verfolgt. Bücher — Bücher — Magnete, denen ſich alle eiſernen Geiſter unwillkürlich zuwenden. Was iſt es? Boethius! Ach, ein Buch, im Gefängniß geſchrieben, und kurze Zeit vor der Ankunft des einzigen Philoſophen, der dem einfachſten Verſtande jedes Räthſel des Lebens erklärt."

„Und dieſer Philoſoph?"

„Iſt der Tod!" erwiederte Herr Burley. „Wie können Sie noch fragen? Der arme Boethius, von edler Geburt, reich, ein Conſul, ſeine Söhne Conſuln — die Welt nur ein Lächeln für den letzten Philoſophen von

Rom. Dann tritt plötzlich dieſem Muſterbilde der entweichenden Weisheit der alten Welt der wilde Genius der neuen Welt — die Kraft — düſter entgegen. Theodorich der Oſtgothe verurtheilt Boethius, den Gelehrten, und Boethius, in ſeinem Gefängniſſe in Pavia, hält ein Geſpräch mit dem Schatten der athenienſiſchen Philoſophie. Es iſt das ſchönſte Gemälde, auf welchem die Abendröthe der goldenen Zeit des Weſtens verweilte, bevor die Nacht eintrat.»

Herr Norreys bemerkte hierzu: „Boethius kam zu uns, von Alfred dem Großen überſetzt, mit dem ſchwachen Schimmer des wiederkehrenden Lichtes zurück, — und abermals unter der Königin Eliſabeth, als die Sonne des Wiſſens in allem ihrem Glanze hervorbrach. — Boethius hat auch auf uns Einfluß, die wir hier in dieſem Durchgange ſtehen, und das iſt die beſte aller Tröſtungen der Philoſophie, — nicht wahr, Herr Burley?»

Herr Burley wendete ſich um, und verbeugte ſich.

Die beiden Männer blickten einander an. Man konnte keinen größern Gegenſatz ſehen. Der neue Anzug des Herrn Burley war ſchon beſchmutzt und abgetragen, mit einem Riß im Rockſchoß, und in ſeinem Geſichte ſah man die Spuren der Trunkſucht. Herr Norreys dagegen war reinlich und etwas förmlich in ſeinem Anzuge, von feſter, hagerer Geſtalt und ſtiller, geſammelter Thatkraft in ſeinem Blicke und Weſen.

Herr Burley erwiederte: „Wenn ein armer Teufel, wie ich, mit dem Herrn, der den Buchhändlern ſeinen eigenen Preis ſtellen kann, auf Erörterungen eingehen darf, ſo möchte ich ſagen, Herr Norreys, daß es gar keine Tröſtung iſt. Ich möchte irgend einen verſtändigen Mann

die Lage des Boethius in seinem Gefängnisse, mit einem Scharfrichter oder Henker, der hinter der Thüre wartet, annehmen sehen, unter dem Versprechen, daß er Jahrhunderte später von Königen und Königinnen übersetzt werde, und unmittelbar auf die Geister nordischer Barbaren einwirken helfe, die in einem Durchgarge über ihn schwatzen, und gestoßen werden von den Vorübergehenden, welche niemals den Namen des Boethius vernahmen und sich keinen Deut um die Philosophie kümmern. Ihr Diener, Sir! — Junger Mann, kommen Sie mit mir; lassen Sie uns noch mehr zusammen sprechen.»

Burley nahm Leonhard am Arm, und dieser ließ sich von ihm fortführen.

„Das ist ein geistreicher Mann," sagte Harley l'Estrange; „aber ich bin besorgt um den Jüngling mit den ernsten feurigen Augen, und den Lippen, die den Ausdruck der Leidenschaft und der Begeisterung haben. Er lehnt sich an den Arm eines Führers, der von Allem enttäuscht zu sein scheint, was der Gelehrsamkeit Zweck verleiht, und die Philosophie der Welt nützlich sein läßt. — Wer und was ist dieser geistreiche Mann, den Sie Burley nennen?»

„Ein Mann, der berühmt geworden wäre, wenn er sich hätte entschließen können, achtbar zu sein. — Der Jüngling, der uns beiden so aufmerksam zuhörte, interessirte mich auch — es würde mir Vergnügen machen, ihn auszubilden. Aber ich muß mir diesen Horaz kaufen."

Der Verkäufer, der in seiner Höhle lauerte, wie eine Spinne auf Fliegen, ward jetzt hervorgerufen. Als Herr Norreys den Horaz gekauft, und die Adresse gegeben hatte, wohin er geschickt werden solle, fragte Harley den Buch-

Bayerische Staatsbibliothek München

händler, ob er den jungen Mann kenne, der im Boethius geleſen habe.

„Nur von Anſehen. Er iſt in der vorigen Woche jeden Tag hergekommen und verweilt Stunden lang bei den Büchern. Wenn ihm eins gefällt, ſo lieſt er es ganz durch.“

„Und kauft er keines?“ fragte Herr Norreys.

„Sir,“ erwiederte der Buchhändler mit gutmüthigem Lächeln, „wer Bücher kauft, lieſt ſie ſelten. Der arme junge Mann zahlt mir täglich zwei Pence, um zu leſen, ſo lange er will. Ich würde nichts von ihm nehmen; aber er iſt ſo ſtolz.“

„Ich habe Männer gekannt, die ſich auf dieſe Art viel Kenntniſſe erwarben,“ ſagte Herr Norreys. „Ja; ich möchte mich gern mit der Ausbildung dieſes Jünglings beſchäftigen. Jetzt, Mylord, ſtehe ich Ihnen zu Dienſten, und wir wollen zu Ihrem Künſtler gehen.“

Die beiden Herren gingen nach einer der Straßen in der Nähe des Fitzroy Square.

Einige Minuten darauf war Harley l'Eſtrange in ſeinem Elemente. Er ſaß, ſeine Cigarre rauchend, an einem Tiſche, und ſprach über die Kunſt mit dem Gefühle eines Mannes, der ſie aufrichtig liebte, und mit dem Geſchmacke eines Mannes, der ſie gründlich verſtand. Der junge Maler in ſeinem Arbeitsrocke, der mit einem Gemälde beſchäftigt war, machte oft Pauſen, um beſſer zuhören zu können; und Henry Norreys, welcher ſich der kurzen Ruhe in ſeinem ſehr arbeitſamen Leben erfreute, erinnerte ſich dabei mit Vergnügen, daß er ſeine Mußeſtunden unter einem ſchönern Himmel zugebracht habe; denn dieſe drei Männer waren Freunde geworden in Italien, wo die Bande der Freundſchaft von den Händen der Grazien gewoben werden.

Fünftes Capitel.

Leonhard und Herr Burley gingen zuſammen in die Vorſtädte an der Nordſeite London's, und Herr Burley erbot ſich, literariſche Beſchäftigung für Leonhard zu finden; ein Anerbieten, das dieſer gern annahm.

Dann traten ſie in ein Wirthshaus am Wege. Burley ließ ſich ein beſonderes Zimmer anweiſen, verlangte Feder, Tinte und Papier, und ſagte hierauf zu Leonhard: „Schreiben Sie, was Sie wollen, in Proſa; — fünf Bogen Briefpapier voll; zweiundzwanzig Zeilen auf einer Seite, — weder mehr noch weniger.“

„Ich kann nicht ſo ſchreiben.“

„Es wird ſchon gehen; es iſt ja des Brotes und des Erwerbes wegen.“

Leonhard's Wangen erglühten.

„Ich muß das vergeſſen,“ ſagte er.

„In dem Garten iſt eine Laube unter einem Eſpenbaume,“ erwiederte Burley. „Gehen Sie dort hin, und denken Sie ſich, Sie ſeien in Arkadien.“

Leonhard folgte ſehr gern dieſer Aufforderung. Er fand die kleine Laube am Ende eines entlegenen Raſenplatzes. Alles war ſtill; — man konnte wegen der Hecken die Gebäude des Wirthshauſes nicht ſehen. Die Sonne ſchien warm auf das Gras, und ſchimmerte lieblich durch die Blätter der Eſche. Dort ſchrieb Leonhard den erſten Verſuch von ſeiner Hand als Schriftſteller von Beruf. Was ſchrieb er? — Die träumeriſchen Eindrücke, die London auf ihn gemacht hatte? — Eine Verwünſchung der Straßen und der Herzen von Stein? — Klagen über die Armuth? — Trauer-Elegien über das Geſchick?

Ach nein; wer ſo fragt, kennt wenig das wahre Genie; auch nicht, wer glaubt, daß dort unter der Trauereſche es ſich der Arbeit um Brot erinnerte, oder daß der Sonnenſtrahl nur die wirkliche Welt beleuchtete, die umherlag. Leonhard ſchrieb ein Feenmärchen — eines der lieblichſten, das man ſich denken kann, mit zarter und ſpielender Laune — in einem von glücklichen Phantaſien durchwebten Styl. Er lächelte, als er das letzte Wort geſchrieben hatte; er war glücklich! — Nach einer Stunde kam Herr Burley, und fand ihn mit dieſem Lächeln um ſeine Lippe.

Herr Burley hatte ein Glas Grog in der Hand; es war ſein drittes. Auch er lächelte — auch er ſah glücklich aus. Er las das Märchen laut, und lobte es ſehr. „Es wird gut gehen!“ ſagte er, Leonhard auf die Schulter klopfend. „Sie fangen vielleicht noch dereinſt meinen einäugigten Barſch.“ Dann legte er das Manuſcript zuſammen, ſchrieb ein Billet dazu, machte um das Ganze einen Umſchlag, und ſie kehrten nach London zurück.

Herr Burley ging in ein unanſehnliches Haus, in der Nähe der Fleetſtraße.

Auf der Thüre las man die Inſchrift: „Expedition des Bienenkorbes,“ und gleich darauf kam er mit einem Goldſtücke in der Hand zurück — Leonhard's erſter ſchriftſtelleriſcher Erwerb. Es war ihm, als liege ein Peru vor ihm. Er begleitete Herrn Burley nach deſſen Wohnung in Maida Hill. Der Spaziergang war ſehr lang geweſen, aber Leonhard fühlte ſich nicht ermüdet. Er hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, wie früher, dem Geſchwätze Burley's zu.

Als ſie in deſſen Zimmer waren, und er nach der Gar-

küche ſchickte, und ihr gemeinſchaftliches Abendeſſen mit einem Theile des Goldſtückes bezahlt wurde, fühlte Leonhard den Stolz der Selbſtſtändigkeit, und ſeit vielen Wochen konnte er wieder zum erſten Male herzlich lachen. Die beiden Schriftſteller wurden immer mehr vertraut mit einander, und Burley hatte viele Kenntniſſe, die einem jungen Manne von Nutzen ſein konnten. In ſeiner Wohnung bemerkte man nichts, was Armuth verrieth. Sie war gut ausgeſtattet, und Alles reinlich und neu, aber in ſchrecklicher Unordnung, und die Nachläſſigkeit des Gelehrten in Betreff des Aeußern verrathend.

Mehrere Tage war Leonhard faſt immer in dieſer Wohnung. Er ſchrieb fortwährend; außer, wenn Burley's Unterhaltung ihn zum Müßiggange verlockte. Nein; es war kein Müßiggang; denn ſeine Kenntniſſe vermehrten ſich, indem er zuhörte.

Aber der Cynismus Burley's begann allmälig auf ihn einzuwirken — jener Cynismus, der ohne Glaube war, ohne Hoffnung, weder durch den Ruhm, noch durch die Religion belebt, — der Cynismus der Epikuräer, der ſich mehr erniedrigte in ſeinem Stalle, wie Diogenes je in ſeiner Tonne, und doch dargeſtellt wurde mit leichter Beredſamkeit, — mit ſo viel Kunſt und Laune, — ſo ausgeſchmückt mit Anekdoten und Beiſpielen, und ſo ſehr ohne das Bewußtſein der Erniedrigung.

Eine ſeltſame und ſchreckliche Philoſophie, die es ſich zum Grundſatze machte, die Fähigkeiten des Geiſtes nur in den Sorgen für das Materielle zu vergeuden, damit der Geiſt leben könne vom Tage zum Tage! „Ich kümmere mich nicht um Unſterblichkeit und Lorbern!“ hatte Burley geſagt. Ein Schriftſteller um's Brot! O! des elenden Be-

rufs! Lag ſelbſt in Chatterton's Verzweiflung etwas Großes und Heiliges?

Sechſtes Capitel.

Der böſe Bienenkorb! Brot wurde ihm allerdings entnommen, aber Hoffnung für die Zukunft — gewiß nicht! Milton's verlornes Paradies würde untergegangen ſein, ohne daß man etwas davon gehört hätte, wenn es in dem Bienenkorbe erſchienen wäre. Man las in demſelben ſchöne Aufſätze, aber in rohem, fragmentariſchem Zuſtande von Burley ſelbſt. Am Ende einer Woche waren ſie todt und vergeſſen, ſie wurden nie geleſen von einem Manne von Erziehung und Geſchmack, und, gleichzeitig und gleichgiltig aufgenommen mit ſeichter Politik und verunglückten Verſuchen, verkauften ſie ſich zwar zu zwanzig- bis dreißigtauſend Exemplaren, brachten aber ihrem Verfaſſer nichts ein, als Brot und Waſſer.

„Was wollen Sie mehr?" ſagte John Burley; „erklärte der alte Sam Johnſon nicht, er könne nur ſchreiben, wenn ihn der Mangel dazu triebe?"

„Er mag es geſagt haben," erwiederte Leonhard; „aber er wollte gewiß nicht, daß die Nachwelt es ihm glauben ſolle. Ich vermuthe, er würde lieber vor Mangel geſtorben ſein, als daß er den „Raſſelas" für den Bienenkorb geſchrieben hätte. — Dem Mangel verdankt man allerdings viel Großes," fuhr der Jüngling nachdenklich fort. „Die Nothwendigkeit iſt ſtark, und ſie ſollte uns ihre Kraft mittheilen; der Mangel aber ſollte in ſeinem Ringen die Mauern unſeres Gefängniſſes durchbrechen, und ſich nicht begnügen mit dem, was der Gefangenwärter uns für unſere Arbeit zukommen läßt."

„Es gibt kein Gefängniß für einen Mann, der dem Bacchus huldigt. Ich will Ihnen Schiller's Dithyrambe überſetzen: „Kaum, daß ich Bacchus den luſtigen habe, — kommt auch ſchon Amor der lächelnde Knabe, — Phöbus, der herrliche, findet ſich ein, — mit Göttern erfüllt ſich die irdiſche Halle.“ — Burley übertrug in nachläſſigen Verſen aus dem Stegreife jenes herrliche Gedicht.

„O, Sie Materialiſt!“ ſagte der Jüngling. „Schiller fordert die Götter auf, ihn mit in ihren Himmel zu nehmen, und Sie möchten die Götter in einen Branntweinladen herabziehen.“

„Ha! ha!“ erwiederte Burley mit lautem Gelächter. „Trinken Sie, und Sie werden den Dithyrambus verſtehen!“

Siebentes Capitel.

Eines Morgens, als Leonhard mit Burley zuſammen ſaß, hielt ein elegantes Cabriolet mit einem ſchönen Pferde vor der Thüre. Man hörte ein lautes Klopfen, ſchnelle Schritte auf der Treppe, und Randal Leslie trat ein. Leonhard erkannte ihn, und war betroffen. Randal ſah ihn anfangs erſtaunt an, dann aber benahm er ſich mit einem Tacte, welcher bewies, daß das Londoner Leben ſchon auf ihn eingewirkt habe. Nachdem er Burley die Hand geſchüttelt hatte, ſagte er in leichtem Tone: „Wenn ich nicht irre, haben wir uns ſchon früher geſehen. Sie werden ſich meiner erinnern, aber ich hoffe, daß alle Knabenſtreitigkeiten jetzt vergeſſen ſind.“

Leonhard verbeugte ſich, und ſein Herz war noch ſo gut, daß es beſänftigt wurde.

„Wo können Sie beide ſich je begegnet ſein?“ fragte Burley.

„Auf einem Dorfrasen und im Zweikampfe," erwiederte Randal lächelnd, und er erzählte die Geschichte von dem Kampfe neben den Fußblöcken mit leichtem Spotte über sich selbst. Burley lachte über das Abenteuer, dann sagte er: „Mein junger Freund hätte besser gethan, Aufseher der Fußblöcke in seinem Dorfe zu bleiben, wie nach London zu kommen, und sich das Glück zu suchen, das auf dem Boden eines Tintenfasses liegt."

„Ah!" sagte Randal, mit der geheimen Verachtung, die fein gebildete Männer leicht gegen Jene fühlen, welche sich selbst zu erziehen suchen, — „ah! Sie machen die Literatur zu Ihrem Berufe, Sir? Auf welcher Schule haben Sie Geschmack an der Literatur gefunden? — In unsern großen öffentlichen Lehranstalten ist dies nicht sehr gewöhnlich."

„Ich bin jetzt zum ersten Male in der Schule," antwortete Leonhard trocken.

„Die Erfahrung ist die beste Lehrerin," bemerkte Burley; „und dies war auch der Grundsatz Göthe's, der doch gewiß Büchergelehrsamkeit genug hatte."

Randal zuckte leicht mit den Achseln, und ohne weiter Leonhard, den Bauerknaben, der sich ausbilden wollte, zu beachten, setzte er sich, und sprach mit Burley über eine politische Frage, welche damals das Kriegsgeschrei zwischen den beiden großen parlamentarischen Parteien bildete. Es war ein Gegenstand, in welchem Burley viel allgemeine Kenntnisse darlegte, und Randal, der nicht mit ihm übereinzustimmen schien, entwickelte ebenfalls seine Geistesfähigkeiten. Das Gespräch währte länger wie eine Stunde.

„Ich kann mich nicht ganz Ihrer Meinung anschließen,"

ſagte Randal, als er ſich empfahl; „aber Sie müſſen mir erlauben, wiederzukommen. — Wird Ihnen dieſelbe Stunde morgen gelegen ſein?“

„Ja!“ erwiederte Burley.

Der junge Mann fuhr in ſeinem Cabriolet wieder fort. Leonhard beobachtete ihn aus dem Fenſter.

Fünf Tage hintereinander kam Randal und beſprach die Frage in allen ihren Beziehungen. Burley intereſſirte ſich ſchon nach dem zweiten Tage für den Gegenſtand, ſtudirte die Quellen und Materialien, friſchte ſein Gedächtniß an, und brachte ſelbſt einige Stunden auf der Bibliothek des britiſchen Muſeums zu.

Am fünften Tage hatte Burley Alles erſchöpft, was von ſeinem Geſichtspuncte aus zur Erörterung der Frage dienen konnte.

Leonhard hatte während dieſer Geſpräche — dem Anſcheine nach in Leſen vertieft — bei Seite geſeſſen, und ſich verletzt gefühlt durch Randal's Nichtbeachtung ſeiner Gegenwart; denn dieſer junge Mann hegte in ſeinem ſtolzen Selbſtgefühle, und mit ſeinen ehrgeizigen Plänen beſchäftigt, kaum Neugierde zu erfahren, wie Leonhard ſich über ſeine frühere Stellung erhoben habe, und betrachtete ihn nur als einen Lohnarbeiter Burley's. Doch Jene, die ſich ſelbſt bilden, haben ſchnellere und ſchärfere Beobachtungsgabe, und es ſchien Leonhard, als ſpiele Randal mehr eine Rolle für irgend einen beſondern Zweck, als daß er im Ernſte die Anſichten Burley's beſtritten habe, und als er ſich erhob, und ſagte: „Herr Burley, Sie haben mich überzeugt,“ wurde dies nicht mit der Beſcheidenheit eines aufrichtigen Gegners geſprochen, ſondern wie im Triumphe darüber, daß er ſeinen Zweck erreicht habe. Unſer unbeachteter

und ſchweigender Zuhörer bewunderte aber ſo ſehr Burley's Fähigkeit, allgemeine Geſichtspuncte aufzufaſſen, und das weite Gebiet, über das ſeine Kenntniſſe ſich ausdehnten, daß, als Randal das Zimmer verließ, der Jüngling den nachläſſigen, ſorgloſen Mann anſah, und laut ſagte: „Nein, Wiſſen iſt nicht Macht!“

„Gewiß nicht,“ erwiederte Burley trocken; „es iſt ſehr ſchwach.“

„Das Wiſſen iſt Macht!“ murmelte Randal Leslie, als er mit einem Lächeln von dem Hauſe abfuhr.

Nicht viele Tage nach dieſer Zuſammenkunft erſchien ein kurzes Pamphlet, und obgleich es anonym war, machte es doch einen großen Eindruck in der Stadt. Es betraf den zwiſchen Randal und Burley beſprochenen und erörterten Gegenſtand, und in den Zeitungen erſchienen lange Artikel darüber. Eines Morgens ſprang Burley auf und ſagte: „Es ſind meine eigenen Gedanken — meine eigenen Worte! — Wer zum Teufel hat das Pamphlet geſchrieben?“

Leonhard nahm die Zeitung aus Burley's Hand; den ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen folgten die Auszüge, und dieſe waren faſt wörtlich, wie Burley geſprochen hatte.

„Können Sie noch in Zweifel ſein über den Verfaſſer?“ ſagte Leonhard mit tiefem Widerwillen und unverhehlter Verachtung. „Der junge Mann, der zu Ihnen kam, um Ihr Gehirn zu ſtehlen und Ihr Wiſſen ....“

„In Macht zu verwandeln!“ unterbrach ihn Burley lächelnd; aber es war ein ſchmerzliches Lächeln. „Das war allerdings unedel, und ich will es ihm ſagen, wenn er kommt.“

„Er wird nicht wiederkommen,“ verſetzte Leonhard.

Auch ließ ſich Randal nicht mehr ſehen; aber er ſchickte Herrn Burley ein Exemplar des Pamphlets mit einem höflichen Billet, worin er mit aufrichtiger Anerkennung erklärte, er habe Herrn Burley's Andeutungen und Bemerkungen Vieles zu verdanken.

Bald las man in allen Zeitungen, das Pamphlet, welches ſo viel Aufſehen gemacht habe, ſei von einem ſehr jungen Manne, einem Verwandten des Herrn Audley Egerton, und man ſprach bereits hohe Hoffnungen für die künftige Laufbahn des Herrn Randal Leslie aus.

Burley begnügte ſich noch, darüber zu lachen; aber ſein Verdruß ließ ſich doch nicht verläugnen. Leonhard haßte und verachtete Randal Leslie, und ſein Herz wendete ſich Burley mit edlem, aber gefährlichem Mitleide zu. In ſeinem Wunſche, den Mann zu tröſten und zu beruhigen, der, wie es ihm ſchien, um ſeinen Ruhm betrogen worden, vernachläſſigte er die Vorſicht, die er bisher ſich ſelbſt auferlegt hatte, und gab immer mehr dem Zauber dieſes untergegangenen Geiſtes nach. Er begleitete Burley jetzt überall hin, wo dieſer ſeine Abende zubrachte, und immer mehr — wenn auch allmälig, und mit manchem Zurückweichen und Selbſtvorwurf — bemächtigte ſich ſeiner die Verachtung des Cynikers gegen den Ruhm, und die elende Philoſophie der Zufriedenheit mit der Erniedrigung.

Randal war durch Burley's Wiſſen zu hohem Rufe gelangt. Aber würde Burley, wenn er das Pamphlet geſchrieben hätte, ſich desſelben Rufes erfreut haben? Nein; gewiß nicht. Randal Leslie vereinigte mit dieſem Wiſſen Eigenſchaften, die ganz ihm angehörten — einen einfachen, kräftigen und logiſchen Styl; einen gewiſſen Ton der guten Geſellſchaft, und Andeutungen auf Männer und Parteien,

aus denen hervorging, daß er mit einem Cabinetsminiſter bekannt ſei; auch hatte er dem Umgange mit Egerton, und den Geſprächen mit ihm nicht weniger zu verdanken, wie denen mit Burley.

Hätte Burley das Pamphlet geſchrieben, ſo würde es mehr Genie verrathen haben, voll Humor und Witz geweſen ſein, aber auch mit ſo vielen Abſonderlichkeiten, ſo vielen Sünden gegen den guten Geſchmack, und ſolchem Mangel an Gediegenheit, daß es wohl keine ernſte Aufmerkſamkeit erregt haben möchte. — Hier aber war auch noch etwas Anderes außer dem Wiſſen, wodurch es zur Macht wird. — Das Wiſſen darf nicht nach der Branntweinflaſche riechen.

Randal Leslie mochte unedel gehandelt haben in ſeinen Plagiaten, aber er hatte das Nutzloſe in das Nützliche verwandelt, und inſofern war es ſein eigenes Werk.

Aber unſere Bewunderung wendet ſich dennoch mehr, wie jene Leonhard's, dem armen, ſorgloſen, geſunkenen Manne zu.

Burley ging nach der Brent und fiſchte wieder nach dem einäugigten Barſch. Leonhard begleitete ihn. Seine Gefühle waren allerdings anders, wie damals, als er unter dem alten Baume ſaß, und mit Helenen von der Zukunft ſprach; aber es war merkwürdig zu beobachten, wie Burley's Weſen ſich zu verwandeln ſchien, als er an dem Ufer des Fluſſes umherſchweifte, und von ſeiner Knabenzeit ſprach. Der Mann ſchien zu der Unſchuld der Kindlichkeit zurückzukehren. Er kümmerte ſich wenig um den Barſch, der ſich immer noch nicht fangen ließ; aber er freute ſich der Luft und des Himmels, des wogenden Graſes und der murmelnden Wellen. Dieſe Wanderungen in der Gegend, wo er

ſeine Jugend zugebracht hatte, waren wie eine neue Taufe für ihn. Seine Beredſamkeit nahm einen idylliſchen Ausdruck an, und ſelbſt Iſak Walter würde ihm gern zugehört haben. Als er aber in den Dunſt der Hauptſtadt zurückkehrte, und die Gaslampen ihn den Sonnenuntergang und den ſanften Abendſtern vergeſſen ließen, gab er ſich ſeinen rohen Gewohnheiten wieder hin, und wandelte von neuem mit ſchwankendem, unruhigem Schritte zu Zechgelagen, in denen ſein gemißbrauchter Geiſt einige Zeit aufflammte, und dann in Ohnmacht verſank.

Achtes Capitel.

Helene wurde von tiefer Traurigkeit ergriffen. Leonhard hatte ſie drei- bis viermal beſucht, und jedes Mal bemerkte ſie eine Veränderung an ihm, die ihr Beſorgniſſe erregte. Er ſchien allerdings mehr gewitzigt und weltklug zu ſein; mehr geeignet für das gewöhnliche Alltagsleben; aber andererſeits vermißte man immer mehr die Friſche und das edle Aufſtreben ſeiner Jugend. Sein Streben wendete ſich mehr der Erde zu. Er hatte das Praktiſche noch nicht in ſeiner Gewalt, und wußte deſſen Zwecke noch nicht mit der kräftigen Hand des geiſtigen Architekten, des idealen Baumeiſters zu geſtalten; — das Praktiſche überwältigte ihn. Helene erbleichte, wenn er von Burley ſprach, und ſie erſchauderte — die arme, kleine Helene — als ſie vernahm, daß er faſt jeden Tag und jede Nacht in einer Geſellſchaft zubrachte, welche ſie in ihrer angebornen, ehrlichen Klugheit für ſo ungeeignet hielt, ihn zu erkräftigen in ſeinen Kämpfen, und ihn gegen die Verſuchung aufrecht zu erhalten. Sie ſeufzte, als ſie über ſeine Geldmittel mit ihm ſprach, und ſich überzeugte, ſein früherer Schrecken vor Schulden ver-

ſchwinde allmälig, ſo wie die feſten, geſunden Grundſätze, die er aus ſeinem Dorfe mitgebracht hatte. Unter allem dieſem lag allerdings etwas, worin eine klügere und ältere Perſon eine Zuſage der Beſſerung gefunden haben würde. — Dieſes Etwas war der Schmerz — ein erhabener Schmerz über ſein eigenes Bewußtſein des Verſinkens, über ſeine eigene Ohnmacht gegen das Geſchick, das er herausgefordert und ſelbſt ſich gewünſcht hatte. Die Erhabenheit dieſes Schmerzes konnte Helene nicht begreifen; ſie ſah nur, daß es Schmerz war, und ſie trauerte mit ihm, und entſchuldigte jeden Fehler, denn er vermehrte ihren Eifer, ihn zu tröſten, damit ſie ihn retten könne. Selbſt damals, als Leonhard geſagt hatte: „Ach Helene! warum haſt du mich verlaſſen?“ hegte ſie ſchon den Gedanken, zu ihm zurückzukehren; und als er ihr bei Gelegenheit ſeines letzten Beſuches mittheilte, Burley — von Gläubigen verfolgt — beabſichtige ſeine jetzige Wohnung zu verlaſſen, und ſich zu Leonhard in das von ihr verlaſſene Zimmer zu flüchten, war alle Unentſchiedenheit vorüber. Sie beſchloß, den Schutz der ihr jetzt geſicherten Heimat aufzuopfern, und zurückzukehren, Leonhard's Armuth und Kämpfe zu theilen, und das Zimmer, worin ſie für ihn gebetet hatte, vor der gefährlichen Gegenwart des Verſuchers zu retten.

Aber ſollte ſie ihm zur Laſt fallen? — Nein; ſie hatte ihren Vater durch manche kleine weibliche Handarbeiten unterſtützt, und ſich in denſelben während ihres Aufenthaltes bei Miß Starke noch vervollkommt. Sie konnte ihren Antheil zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen beitragen. Von dieſem Gedanken erfüllt, beſchloß ſie, ihn noch vor dem Tage auszuführen, an welchem, wie Leonhard geſagt hatte, Burley ſeine Wohnung verändern wolle. Demgemäß ſtand

ſie eines Morgens ſehr früh auf, ſchrieb ein freundliches und dankbares Billet an Miß Starke, die noch in tiefem Schlafe lag, ließ es auf dem Tiſche zurück, und bevor Jemand im Hauſe wach war, ſchlich ſie mit ihrem kleinen Bündel unter dem Arme hinaus. Sie verweilte einen Augenblick an dem Gartenthore mit dem reuigen Gefühle, als ſei ſie undankbar geweſen gegen den Schutz, den Miß Starke ihr gewährt hatte. Doch die ſchweſterliche Liebe überwand alles. Sie verſchloß das Thor mit einem Seufzer, und ging weiter.

Sie kam in ihrer früheren Wohnung an, bevor Leonhard aufgeſtanden war, richtete ſich in ihrem ehemaligen Zimmer ein, und indem ſie ſich zu Leonhard begab, als er eben ausgehen wollte, ſagte ſie (die kleine Lügnerin): „Ich bin fortgeſchickt worden, Bruder, und ich komme zu dir, damit du dich meiner annimmſt. — Wir wollen uns nicht wieder trennen. — Aber du mußt auch ſehr heiter und ſehr glücklich ſein, ſonſt werde ich glauben, daß ich dir zur Laſt falle.“

Leonhard ſah anfangs heiter und ſelbſt glücklich aus; aber dann dachte er an Burley, und an ſeine eigenen Mittel zu ihrer Unterſtützung, er wurde verlegen, und begann Helenen zu fragen, ob eine Verſöhnung mit Miß Starke nicht möglich ſei. Helene erwiederte darauf im ernſten Tone: „Es iſt nicht möglich; — verlange es nicht, und gehe nicht zu ihr.“

Leonhard glaubte jetzt, ſie ſei gedemüthigt und beleidigt worden, und erinnerte ſich, daß ſie das Kind eines Gentleman ſei, und er fühlte ihren verwundeten Stolz — denn er war ſelbſt ſtolz. Er zeigte ſich aber immer noch etwas verlegen.

„Soll ich die Taſſe wieder führen, Leonhard?“ fragte Helene ſchmeichelnd.

„Ach!“ erwiederte Leonhard, „die Caſſe iſt leer.“

„Das iſt ſehr böſe von der Caſſe, da du ſo viel hineinthuſt.“

„Ich?“

„Sagteſt du nicht, daß du wöchentlich wenigſtens ein Pfund Sterling erwirbſt?“

„Ja; aber Burley nimmt das Geld, und da ich dem armen Manne Alles verdanke, ſo habe ich nicht den Muth, zu verhindern, daß er es ausgibt, wie er will.“

Plötzlich trat die Wirthin ein, und ſagte im höflichen, aber feſten Tone: „Entſchuldigen Sie, ich wünſche, daß Sie mir die monatliche Miethe zahlen könnten.“

Leonhard erröthete. „Das Geld ſoll heute bezahlt werden.“

Er drückte ſeinen Hut auf den Kopf, und indem er Helenen freundlich zunickte, entfernte er ſich.

„Sprechen Sie in Zukunft mit mir, meine liebe Miſtreß Smedley,“ ſagte Helene, indem ſie ſich das Anſehen einer Hausfrau zu geben wußte. „Er iſt immer in ſeinen Studien vertieft, und darf nicht geſtört werden.“

Die Wirthin — eine gute Frau, wenn ſie ihre Miethe zu rechter Zeit hatte — lächelte wohlwollend. Sie war Helenen gewogen, welche ſie ſchon von früher her kannte.

„Es freut mich ſo, daß Sie zurückgekommen ſind, und vielleicht bleibt jetzt der junge Mann des Abends nicht ſo lange aus. Ich beabſichtigte, ihn zu warnen, aber ....“

„Aber er wird dereinſt ein berühmter Mann werden, und Sie müſſen jetzt Nachſicht mit ihm haben....“ — und Helene küßte Miſtreß Smedley, und dieſe entfernte ſich, faſt zum Weinen geneigt.

Dann beſchäftigte ſich Helene in den Zimmern. Sie fand den Koffer ihres Vaters, welcher angekommen war. Sie unterſuchte den Inhalt, und weinte, als ſie jede einfache, aber heilige Reliquie berührte. Aber das Andenken an ihren Vater ſchien dieſer Heimat eine Weihe zu verleihen, welche die frühere nicht hatte. Sie erhob ſich ruhig, und begann mechaniſch, Alles in Ordnung zu bringen, indem ſie ſeufzte, als ſie Alles ſo vernachläſſigt ſah, bis ſie an den Roſenſtock kam, und dieſer allein war gepflegt und ſorgfältig behandelt worden. „Theurer Leonhard!“ murmelte ſie, und das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück.

Neuntes Capitel.

Nichts hätte vielleicht Leonhard von Burley trennen können, wie Helenens Rückkehr. Es war ihm unmöglich, ſelbſt wenn noch ein anderes Zimmer im Hauſe zu vermiethen geweſen wäre (was nicht der Fall war), dieſen lärmenden Sohn der Muſe und des Bacchus, der mitunter Zweideutigkeiten ſagte, wenn er nach Branntwein roch, in dieſelbe Wohnung mit einem unſchuldigen, zarten, ſchüchternen Mädchen einzuführen. Leonhard konnte ſie auch nicht immer allein laſſen; durch ſie hatte er wieder eine Häuslichkeit, durch ſie wurden ihm Pflichten auferlegt. Er ſagte daher Burley, in Zukunft werde er in ſeinem eigenen Zimmer ſchreiben und ſtudiren, und duldete mit manchem Erröthen und ſo zart er konnte an, es ſcheine ihm, was er mit ſeiner Feder erwerbe, müſſe er mit Burley theilen, deſſen Verwendung er ſeine Beſchäftigung verdanke, und aus deſſen Büchern oder Kenntniſſen er zum Theile entnehme, was dazu nothwendig ſei; die andere Hälfte, wenn er ſie

als ſein Eigenthum zu betrachten habe, könne er nicht länger für Vergnügungen oder Trinkgelage ausgeben, denn er habe jetzt noch für ein anderes Weſen zu ſorgen.

Burley wies mit vieler Großmuth den Vorſchlag zurück, die Hälfte des Erwerbes ſeines Mitarbeiters anzunehmen; aber er ſprach ſehr mürriſch über den beſcheidenen Anſpruch, den Leonhard an die andere Hälfte machte, und obgleich er ein gutmüthiger, gefühlvoller Mann war, zeigte er ſich doch ſehr unwillig über die plötzliche Dazwiſchenkunft der armen Helene. Leonhard gab jedoch nicht nach; Burley wurde verdrießlich, und ſo trennten ſie ſich. Die Miethe mußte noch bezahlt werden. Doch wie? — Leonhard dachte zuerſt an den Pfandleiher. Er hatte Kleider, die er entbehren konnte, und Riccabocca's Uhr. Nein; — die letztere wollte er nicht zu ſo erniedrigendem Zwecke benutzen.

Er kam gegen Mittag zurück und traf Helenen an der Hausthüre. Sie war auch aus geweſen, und ihre ſanften Wangen erglühten von ungewohnter Bewegung und dem Gefühle der Freude. Sie beſaß noch die Goldſtücke, welche Leonhard ihr bei Gelegenheit ſeines erſten Beſuches zurückgebracht hatte. Sie war jetzt ausgegangen, um Wolle und was ſonſt für ihre Arbeit nothwendig war, zu kaufen, und hatte auch die Miethe bezahlt.

Leonhard wendete nichts ein gegen die Arbeit; aber ſeine Wangen rötheten ſich, als er erfuhr, daß ſie die Miethe bezahlt habe, und er war darüber ſehr zornig. Er zahlte ihr an jenem Abende zurück, was ſie ausgelegt hatte, und Helene weinte im Stillen über ſeinen Stolz; aber noch mehr weinte ſie, als ſie am nächſten Tage bemerkte, daß viele ſeiner Kleidungsſtücke fehlten.

Leonhard arbeitete jetzt zu Hause mit vielem Eifer, und Helene saß an seiner Seite, ebenfalls mit ihrer Arbeit beschäftigt, so daß der nächste Tag und der darauf folgende ruhig vergingen. Am Abende des zweiten Tages lud er sie zu einem Spaziergange in den Feldern ein. Sie sprang fröhlich auf, aber plötzlich ward die Thüre aufgerissen, und hinein taumelte John Burley — betrunken — und wie betrunken!

Zehntes Capitel.

Mit Burley taumelte noch ein anderer Mann in das Zimmer — einer seiner Freunde, — ein Mann, der ein Kaufmann und früher in guten Umständen gewesen war, der aber unglücklicherweise Sinn für Literatur hatte, und Burley gerne sprechen hörte. Seitdem er ihn kennen gelernt hatte, vernachlässigte er sein ganzes Geschäft, und wurde bankerott. Er sah sehr schäbig aus, und seine Nase war noch röther, wie jene Burley's.

John taumelte auf die arme Helene zu. „Du bist also der Pentheus im Unterrock, der dem Bacchus Trotz bietet?" sagte er, und dann brüllte er einen Vers des Euripides. Helene lief fort, und Leonhard sagte:

„Schämen Sie sich, Burley!"

„Er ist betrunken," sagte Herr Douce, der bankrotte Kaufmann; — „sehr betrunken, — kehren Sie sich nicht an ihn. — Ich hoffe, Sir, wir stören hier nicht. — Bleib sitzen, Burley — bleib sitzen — und sprich — so — das ist brav. — Sie sollten ihn sprechen hören, Sir!"

Leonhard hatte indessen Helene in ihr Zimmer gebracht, und bat sie, unbesorgt zu sein, und ihre Thüre zu verschließen. Er kehrte dann zu Burley zurück, der sich

auf das Bett geſetzt hatte, und ſich viele Mühe gab, ſich aufrecht zu halten, während Herr Douce ſich beſtrebte, eine kurze irdene Pfeife anzuzünden, die er in ſeinem Knopfloche trug — aber ohne ſie gefüllt zu haben; — und da ihm dies natürlich nicht gelang, ſo begann er zu weinen.

Leonhard war ſehr entrüſtet und aufgebracht um Helenen willen, aber es ließ ſich nicht hoffen, Burley zur Vernunft zu bringen, — und wie konnte er den Mann, gegen den er Verpflichtungen hatte, aus ſeinem Zimmer entfernen?

In Helenens Ohren drangen geräuſchvolles Geſchwätz, übermüthiges Gelächter, und mißlungene Verſuche, Trinklieder zu ſingen. Dann hörte ſie, wie Miſtreß Smedley in Leonhard's Zimmer ihm Vorwürfe machte; aber Burley's Gelächter war lauter, wie vorher, und die Wirthin, eine ſanfte Frau, zog ſich ſchnell zurück. Es begann wieder ein langes und lautes Geſchwätz, in welchem Burley's Stimme beſonders vorwaltete, während Herr Douce nur in abgebrochenen und geſtotterten Sätzen ſich vernehmen ließ. So ging es eine Stunde nach der andern, weil ſie nichts zu trinken hatten, denn ſonſt würde die Scene bald ihr Ende erreicht haben. Burley begann allmälig, ſich etwas nüchtern zu ſchwatzen. Dann hörte man Herrn Douce die Treppe hinabgehen, und es wurde ſtill. Um die Morgenſtunde klopfte Leonhard an Helenens Thüre. Sie öffnete gleich, denn ſie war nicht zu Bette gegangen.

„Helene," ſagte er ſehr traurig, „du kannſt nicht länger hier bleiben. Es muß ſich eine geeignete Heimat für dich finden. — Dieſer Mann iſt mir nützlich geweſen, als ich in ganz London keinen Freund hatte, und er ſagte

mir, daß er ſonſt nirgends ſicher iſt, indem ſeine Gläubiger ihn verfolgen und in das Schuldgefängniß wollen bringen laſſen. Er iſt jetzt eingeſchlafen. Ich will dir eine Wohnung hier in der Nähe ſuchen; ich kann dem Manne, der mich beſchützt hat, eine Aufnahme nicht verweigern, aber du darfſt nicht unter demſelben Dache mit ihm bleiben. Du biſt mein guter Engel, und doch muß ich dich ſo verlaſſen!»

Er wartete nicht auf ihre Antwort, ſondern eilte die Treppe hinab.

Das Licht des Morgens drang durch die mit Laden nicht verſehenen Fenſter in Leonhard's Dachſtube, und die Vögel begannen von der Ulme zu zwitſchern, als Burley ſich erhob, ſich ſchüttelte und umſah. Er konnte noch nicht begreifen, wo er war. Er nahm den Waſſerkrug, leerte ihn in drei Zügen, und fühlte ſich jetzt erfriſcht. Dann begann er, das Zimmer zu unterſuchen, — ſich Leonhards Manuſcripte anzuſehen, — in die Schubladen zu blicken, indem er ſich wunderte, wo Leonhard geblieben ſein möge. Zuletzt beluſtigte er ſich damit, das Schüreiſen und die Kohlenſchaufel auf den Fußboden zu werfen, die Klingel zu ziehen, und ſo viel Geräuſch zu machen, als er konnte, in der Hoffnung, die Aufmerkſamkeit von irgend Jemand zu erregen, und ſich ſeinen Morgentrank zu verſchaffen.

Mitten in dieſem Charivari ward die Thüre leiſe geöffnet — aber wie von einer entſchloſſenen Hand, — und die kleine Geſtalt Helenens ſtand ruhig vor der Schwelle. Burley wendete ſich um, und die beiden blickten ſich einige Augenblicke ſchweigend und forſchend an.

Burley, der ſeinen Zügen einen möglichſt freundlichen Ausdruck verleiht: „Kommen Sie, meine Theure! —

Sie ſind alſo das kleine Mädchen, das ich mit Leonhard an den Ufern der Brent ſah, und Sie ſind zurückgekehrt, um bei ihm zu bleiben? Ich bin auch gekommen, um hier zu wohnen. Sie ſollen unſere kleine Haushälterin ſein, und ich will Ihnen die Geſchichte von der Prinzeſſin Schönchen erzählen, und viele andere, die ſich in den Märchen von „Mutter Gans" nicht finden. Vorläufig, mein liebes kleines Mädchen, ſind hier ſechs Pence — haben Sie die Güte, mir Rhum dafür zu beſorgen."

Helene, nähert ſich langſam dem Herrn Burley, blickt ihm aber noch immer ernſt in das Geſicht: „Ah! Sir, Leonhard ſagt, daß Sie ein gutes Herz haben, und ihm nützlich geweſen ſind. — Er kann Sie nicht bitten, das Haus zu verlaſſen, und ſo ſoll ich, die ihm nie nützlich war, mich von hier entfernen, und allein leben."

Burley, gerührt: „Sie ſich entfernen, meine kleine Dame? — Weshalb? — Können wir nicht alle zuſammen hier wohnen?"

Helene: „Nein, Sir. Ich verließ Alles, um zu Leonhard zu kommen; denn ich hatte ihn an dem Grabe meines Vaters kennen gelernt. Aber Sie rauben ihn mir, und ich habe keinen andern Freund auf Erden."

Burley, verlegen: „Erklären Sie ſich. Weshalb müſſen Sie ihn verlaſſen, da ich gekommen bin?"

Helene ſieht Herrn Burley wieder lange und mit forſchendem Blicke an, erwiedert aber nichts.

Burley: „Glaubt er, daß ich keine geeignete Geſellſchaft für Sie ſei?"

Helene ſchlägt die Augen nieder.

Burley zuckt mit den Achſeln und ſagt nach einer kleinen Pauſe: „Er hat Recht!"

Helene, folgt dem Antriebe ihres Herzens, tritt auf Burley zu, und ergreift ſeine Hand: „Ah, Sir! ehe er Sie kannte, war er ganz anders — ſo heiter und fröhlich. — Bei ſeiner erſten Enttäuſchung wurde ich traurig und weinte, aber ich fühlte, daß er den Kampf beſtehen würde — denn ſein Herz war ſo gut und rein. O, Sir! glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will; aber was ſoll aus ihm werden — wenn, — wenn? — Nein; es iſt nicht um meinetwillen, daß ich ſo ſpreche. Ich weiß, wenn ich hier wäre, und für ihn Sorge tragen könnte, würde er frühzeitig nach Hauſe kommen — und geduldig arbeiten — und — und — dann könnte ich ihn retten. Aber jetzt, wenn ich fort bin, und Sie bei ihm ſind — Sie, gegen den er dankbar iſt; Sie, dem er gegen ſein eigenes Gewiſſen folgen würde (Sie müſſen das einſehen, Sir) — was ſoll dann aus ihm werden?“ Helenens Stimme ward durch Schluchzen unterdrückt.

Burley ging einige Mal mit langen Schritten im Zimmer umher; er war ſehr aufgeregt. „Ich bin ein Dämon,“ murmelte er. „Ich dachte früher nie daran, — aber es iſt wahr; — ich werde dieſen Jüngling zu Grunde richten.“ Seine Augen füllten ſich mit Thränen; er blieb plötzlich ſtehen, griff nach ſeinem Hute, und wendete ſich der Thüre zu.

Helene trat ihm in den Weg, und indem ſie ihn ſanft am Arme nahm, ſagte ſie: „O Sir! verzeihen Sie mir — ich habe Sie verletzt...“ — und ſie ſah ihn dabei mit einem ſo theilnehmenden Ausdrucke an, daß das ſanfte Geſicht des Mädchens das eines Engels zu ſein ſchien.

Burley beugte ſich zu ihr, als wolle er ſie küſſen, zog ſich aber gleich wieder zurück — vielleicht mit dem Ge-

fühle, daß seine Lippen nicht würdig seien, diese unschuldige Stirne zu berühren.

„Wenn ich eine Schwester gehabt hätte, — ein Mädchen wie Sie," murmelte er, „so wäre ich vielleicht auch noch zur rechten Zeit gerettet worden. — Aber jetzt....—"

„Jetzt können Sie hier bleiben, Sir! ich fürchte Sie nicht mehr."

„Nein, nein; Sie würden mich, bevor es Abend wird, doch wieder fürchten, und ich möchte doch nicht immer in der geeigneten Laune sein, auf eine Stimme, wie die Ihrige, zu hören. Ihr Leonhard hat ein edles Herz und seltene Geistesfähigkeiten. Er kann sich emporarbeiten, und er soll es. Ich will ihn nicht mit in den Schlamm herabziehen. Leben Sie wohl! Sie werden mich nicht wiedersehen." — Er eilte die Treppe hinab, und war bald aus dem Hause.

Als Leonhard zurückkehrte, vernahm er mit Erstaunen, daß sein unwillkommener Gast fort sei; aber Helene wagte es nicht, ihm von ihrer Dazwischenkunft etwas zu sagen. Sie wußte, wie in Folge eines Instinkts, daß solche Dienstfertigkeit den männlichen Stolz kränken und verletzen werde — aber sie äußerte sich nie wieder hart über den armen Burley. Leonhard vermuthete, er werde im Verlaufe des Tages etwas von ihm sehen oder hören. Da er aber nichts von ihm erfuhr, so suchte er ihn an den Orten auf, wo er gewöhnlich zu verweilen pflegte; doch er fand keine Spur von ihm. Er fragte in der Expedition des „Bienenkorbes," ob man dort von seinem Aufenthalte nichts wisse; aber es war nichts von Burley zu erfahren.

Als er besorgt nach Hause kam — denn er war unruhig über das Verschwinden seines Freundes —, begegnete ihm Mistreß Smedley an der Thüre.

„Ich muß Sie erſuchen, Sir, ſich nach einer andern Wohnung umzuſehen," ſagte ſie. „Ich kann ſolches Singen und ſolchen Lärm während der Nacht in meinem Hauſe nicht dulden. Sie ſollten ſich vor dem armen Mädchen ſchämen."

Leonhard machte ein düſteres Geſicht, und ging in ſeine Stube.

Eilftes Capitel.

Burley ſchlug, wie durch einen beſſern Inſtinct geleitet — denn er war ſich ſeiner Handlungen kaum bewußt, als er Helenen verlaſſen hatte — den Weg nach den ſtillen grünen Landſchaften ein, wo er ſeine Jugend zugebracht hatte. Als er endlich anhielt, war er bereits vor der Thüre eines Gebäudes, das mitten in den Feldern ſtand, mit einem kleinen Hofe dahinter, und in der Ferne ſah man durch die Bäume die Gewäſſer der in vielen Windungen ſtrömenden Brent.

Burley kannte die Bewohner dieſes Hauſes — ein gutmüthiges, altes Paar — ſchon ſeit ſeiner Knabenzeit. Dort ließ er gewöhnlich ſeine Angelruthen und ſein Fiſchgeräthe; dort hatte er bisweilen in ſeinem unruhigen, bewegten Leben zwei bis drei Tage zugebracht, indem er jedesmal am erſten Tage ſich auf dem Lande wie im Himmel zu ſein dünkte, aber ſchon vor dem dritten Tage überzeugt war, daß es ein Fegefeuer ſei.

Eine alte Frau, von reinlichem und anſtändigem Aeußern, kam hinaus, um ihn zu begrüßen.

„Ah! Maſter John!" ſagte ſie, ſeine ſchlaffe Hand ergreifend. „Jetzt iſt es angenehm auf den Feldern; — ich hoffe, Sie ſind gekommen, um einige Zeit bei uns zu ver-

weilen? Das iſt recht; das wird Sie erfriſchen; Sie verlieren in London ganz die blühende Farbe, die Sie früher hatten."

„Ich will bei Ihnen bleiben, meine gütige Freundin," erwiederte Burley in ungewöhnlich ſanftem Tone. „Ich kann alſo mein altes Zimmer wieder haben?"

„O ja; kommen Sie, und ſehen Sie ſich es an. Ich vermiethe es jetzt an Niemand, wie an Sie, und ich habe es nie vermiethet, ſeitdem die ſchöne Dame mit dem Engelsgeſichte uns verließ. Das arme Weſen! — Was mag aus ihr geworden ſein?"

Indem die alte Frau ſo ſprach, während Burley nicht zuhörte, zog ſie ihn in das Haus, und führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, das auch für ein beſſeres Haus gepaßt hätte; denn es war mit Geſchmack und ſelbſt mit Eleganz ausgeſtattet.

Ein kleines Pianoforte ſtand dem Kamine gegenüber, und aus dem Fenſter hatte man die Ausſicht auf grüne Wieſen und Baumhecken, ſo wie auf die Biegungen des blauen Fluſſes. Burley ſank erſchöpft auf einen Stuhl, und ſah zerſtreut aus dem Fenſter.

„Haben Sie noch nicht gefrühſtückt?" fragte die Wirthin beſorgt.

„Nein!"

„Soll ich Ihnen Eier — ſie ſind friſch gelegt — mit Schinken backen? — Wenn Sie Branntwein zu Ihrem Thee wünſchen, ſo habe ich auch noch welchen, den Sie vor längerer Zeit in Ihrer Flaſche zurückließen."

Burley ſchüttelte mit dem Kopfe. „Keinen Branntwein, Miſtreß Goodyer; nur friſche Milch. Ich will ſehen, ob ich die Natur noch zwingen kann."

Miſtreß Goodyer wußte nicht, was er damit ſagen wollte, aber Sie erwiederte: „Wie Ihnen beliebt, Maſter John!“ und verſchwand.

An dieſem Tage ging Burley mit ſeiner Angelruthe aus, und fiſchte eifrig nach dem einäugigten Barſch; aber vergebens. Dann wanderte er, pfeifend, und mit den Händen in den Taſchen, am Ufer umher. Er kehrte gegen Sonnenuntergang nach dem Pächterhauſe zurück, genoß etwas von den ihm zubereiteten Speiſen, enthielt ſich des Branntweins, — und fühlte ſich ſehr niedergeſchlagen. Er ließ ſich Federn; Tinte und Papier geben, und verſuchte zu ſchreiben, konnte aber nicht zwei Zeilen zu Stande bringen. Er rief Miſtreß Goodyer: „Sagen Sie Ihrem Manne, er möge zu mir kommen; ich will mit ihm plaudern.“

Der alte Jacob Goodyer erſchien, und Burley bat ihn, alle Neuigkeiten aus dem Dorfe mitzutheilen. Jacob that es gern, und Burley ſchlief endlich ein. Am nächſten Tage war es faſt eben ſo, nur daß er beim Mittageſſen zur Branntweinflaſche griff, und ſie austrank; auch ließ er Jacob nicht rufen, ſondern es gelang ihm, etwas zu ſchreiben.

Am dritten Tage regnete es fortwährend. „Haben Sie keine Bücher, Miſtreß Goodyer?“ fragte der arme John Burley.

„O ja; einige, welche die gute Dame zurückließ; vielleicht macht es Ihnen auch Vergnügen, Papiere von ihrer Hand, die ich noch habe, durchzuſehen.“

„Nein; — alle Frauenzimmer ſchreiben dasſelbe. — Geben Sie mir die Bücher.“

Die Bücher wurden gebracht. Gedichte und Verſuche.

John wußte ſie auswendig. — Am Abend hörte der Regen auf; er nahm ſeinen Hut und ging hinaus.

„Natur! Natur!“ murmelte er, als er in der friſchen Luft war, und längs der noch vom Regen triefenden Baumhecken umherwanderte. „Dich kann man nicht zwingen! Aber ich habe dich ſchändlich verlaſſen, das weiß ich; du biſt ein Frauenzimmer, und kannſt nicht verzeihen. Doch ich beklage mich nicht. Du magſt ſehr ſchön ſein; aber du biſt die langweiligſte Gefährtin, die ich kennen lernte. Ich danke dem Himmel, daß ich mit dir nicht verheiratet bin.“

Mit dieſen Worten trat John Burley ſeinen Weg nach London an, und kehrte in das erſte Wirthshaus ein. Von dieſem kam er in eine lebhaftere Gegend, und wanderte nach dem Herzen der Hauptſtadt zu. — Jetzt iſt er auf dem Leiceſter Square, und er betrachtet die Fremden, die dort umhergehen, und ſummt ſich ein Liedchen; — jetzt treten aus einer Gaſſe zwei Geſtalten hervor, und verfolgen ſeine ſorgloſen Schritte; — jetzt nimmt er ſeinen Weg durch das Gedränge gegen St. Martin's zu, und indem er ſich auf ein Trinkgelage freut, als er ſich ſeinen Lieblingsorten nähert, läßt er das Silber in ſeinen Taſchen erklingen, — und jetzt ſind die beiden Geſtalten dicht hinter ihm.

„Heil dir, o Freiheit!“ murmelte John Burley. „Du wohnſt in den Städten, und dein Palaſt iſt das Wirthshaus.“

„Im Namen des Königs!“ ſchrie jetzt eine kräftige Stimme, und John Burley fühlte den ſchrecklichen, aber ihm wohlbekannten Griff an ſeiner Schulter.

Die beiden Gerichtsvollzieher, die ihn verfolgten, haben ſich ihrer Beute bemächtigt.

„Auf weſſen Antrag?“ ſtammelte John Burley.

„Des Weinhändlers, Herrn Cox.“

„Cox? — Ich gab dem Manne vor noch nicht drei Monaten einen Wechſel auf meine Banquiers.“

„Aber er wurde nicht bezahlt.“

„Was hat das zu ſagen? — Die Abſicht war dieſelbe. Ein gutes Herz nimmt den Willen für die That. Cox iſt ein Ungeheuer von Undankbarkeit, und ich entziehe ihm meine Kundſchaft.“

„Das iſt recht. — Wollen Euer Ehren einen Wagen nehmen?“

„Ich möchte lieber das Geld für etwas Anderes verwenden,“ erwiederte John Burley. „Gebt mir euren Arm; ich bin nicht ſtolz. Uebrigens danke ich doch dem Himmel, daß ich nicht mehr auf dem Lande zu ſchlafen brauche.“

John Burley ſchlief dafür im Schuldgefängniſſe Fleet.

Zwölftes Capitel.

Miß Starke war eine jener Damen, die ihr Leben in dem ſchlimmſten aller bürgerlichen Kämpfe — dem Kriege mit ihren Dienſtboten und Untergebenen zubringen. Sie betrachtete die Mitglieder dieſer Claſſe als die fortwährenden und unverſöhnlichen Feinde der unglücklichen Haushaltungen, welche ſie zu beſchäftigen verurtheilt ſeien. Sie glaubte, daß ſie im Uebermaße Speiſen und Getränke zu ſich nähmen, um ihre Wohlthäter zu Grunde zu richten; — daß ſie in unaufhörlicher Verſchwörung unter einander, und mit den Handelsleuten, begriffen ſeien, um ihre Herrſchaften zu betrügen und zu plündern. Miß Starke war eine unglückliche Frau; da ſie keine Verwandte oder Freunde hatte, die

geneigt waren, ſich an ihrem Kampfe gegen ihre häuslichen Feinde zu betheiligen, und ihre Einnahme — wenn auch genügend für ſie — ein Jahrgeld war, das mit ihrem Tode aufhörte, wodurch mehrere Neffen und Nichten veranlaßt wurden, ſich auf die vagen Gränzen natürlicher Neigung (welche nicht vorhanden war) zu beſchränken, und da ſie den Mangel eines freundlichen Geſichtes in der ſie umgebenden Welt des Mißtrauens und des Haſſes fühlte, — ſo hatte ſie zu dem Hilfsmittel beſoldeter Gefährtinnen ihre Zuflucht genommen. Doch dieſe waren nie lange bei ihr geblieben, — entweder mißfielen ſie Miß Starke, oder Miß Starke mißfiel ihnen. Die arme Frau hatte daher beſchloſſen, ſich ein kleines Mädchen aufzuziehen, deren Herz, wie ſie zu ſich ſelbſt ſagte, friſch und unverdorben ſei, und von der ſie Dankbarkeit erwarten könne. — Im Ganzen war ſie mit Helenen zufrieden geweſen, und hatte beabſichtigt, dieſes Kind in ihrem Hauſe zu behalten, ſo lange ſie (Miß Starke) auf Erden verweile — vielleicht noch einige dreißig Jahre — und dann, nachdem ſie dieſelbe ſorgfältig von einer Heirat abgehalten, ihr nichts zu hinterlaſſen, wie das Bedauern, eine ſo freundliche Wohlthäterin verloren zu haben. Dieſer Abſicht entſprechend und um ſich die Neigung des Kindes zu gewinnen, hatte Miß Starke etwas von der, ihrem Benehmen und Charakter eigenthümlichen, kalten Strenge nachgelaſſen, und war gegen Helene auf ihre Art freundlich geweſen. Sie hatte ſie weder geſchlagen, noch geſtoßen, noch verhungern laſſen. Sie hatte ihr geſtattet, einen Beſuch von Leonhard anzunehmen — (in Folge des mit dem Doctor Morgan getroffenen Uebereinkommens) — und zehn Pence für Kuchen ausgelegt, und außerdem Früchte aus ihrem Garten zu der erſten Zuſammenkunft beigetragen; eine Gaſtfreund-

ſchaft, welche ſie ſpäter nicht für angemeſſen hielt, zu erneuern. Zum Danke dafür glaubte ſie das Recht auf Helene — körperlich und geiſtig — erkauft zu haben, und nichts konnte ihrer Entrüſtung gleichkommen, als ſie eines Morgens aufſtand, und fand, daß das Kind verſchwunden ſei. Da es ihr nie eingefallen war, Leonhard's Adreſſe zu verlangen, obgleich ſie vermuthete, Helene ſei zu ihm gegangen, ſo wußte ſie nicht, was ſie beginnen ſollte, und blieb vier und zwanzig Stunden lang in einem Zuſtande der traurigſten Niedergeſchlagenheit. Dann begann ſie, das Kind ſo ſehr zu vermiſſen, daß ihre Thatkraft erwachte, und ſie ſich überredete, ſie wäre durch das reinſte Wohlwollen veranlaßt, dieſes arme Weſen aus der Welt, in die es ſich ſo übereilt geſtürzt hatte, wieder zu ſich zu berufen.

Sie ſchickte demgemäß folgende Anzeige in die „Times," die genau einer andern nachgeahmt war, durch welche ſie in frühern Jahren einen Lieblingsſchooßhund wieder erhalten hatte.

„Zwei Guineen Belohnung."

„Es hat ſich verlaufen vom Epheu-Landhaus in Highgate ein kleines Mädchen; ſie antwortet auf den Namen Helene, hat blaue Augen und braune Haare, trägt ein Mouſſelinkleid und einen Strohhut mit blauen Bändern. Wer dieſelbe nach dem Epheu-Landhaus bringt, erhält obige Belohnung."

„N. B. — Es wird nicht mehr bewilligt, als oben bemerkt wurde."

Der Zufall wollte, daß Miſtreß Smedley eine Anzeige in die Times hatte einrücken laſſen für eine ihrer Nichten, die vom Lande kam, und für welche ſie eine Stelle

zu finden wünschte. Sie ließ, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, die Zeitung holen, und bemerkte dicht neben ihrer eigenen Anzeige jene der Miß Starke.

Es war unmöglich, daß sie die Beschreibung Helenens verkennen konnte, und da sie diese Anzeige an demselben Tage las, nachdem das ganze Haus durch Burley's geräuschvollem Besuche gestört und in Aufregung versetzt worden war, und an welchem sie beschlossen hatte, sich eines Miethers zu entledigen, der solche Gäste empfing, freute sich die gutmüthige Frau, daß sich Gelegenheit dargeboten habe, Helene einer sichern Heimat wieder zuzuführen. Während sie das erwog, trat Helene selbst in die Küche, wo Mistreß Smedley saß, und diese war so unvorsichtig, auf die Anzeige hinzudeuten und ein ernstes Wort — wie sie es nannte — mit dem kleinen Mädchen zu sprechen.

Helene bat sie vergebens, und mit Thränen, keinen Schritt in Folge der Anzeige zu thun. Mistreß Smedley hielt es für ihre Pflicht, und war hartnäckig. Bald darauf setzte sie ihren Hut auf, und verließ das Haus. Helene vermuthete, sie sei auf dem Wege zu Miß Starke, und sie dachte nur an Flucht. Leonhard war mit seinem Manuscript zu der Expedition des „Bienenkorbs" gegangen. Sie packte alle ihre gemeinschaftlichen Sachen zusammen, und als dies geschehen war, kehrte er zurück. Sie theilte ihm die Nachricht von der Anzeige mit, und sagte, sie würde sehr unglücklich sein, wenn sie gezwungen würde, wieder zu Miß Starke zu gehen, und bat ihn so dringend, sie vor solchem Schmerze zu retten, daß er auf ihren Vorschlag zur Flucht sogleich einging. Glücklicherweise waren sie der Wirthin nur wenig schuldig, — dies ließen sie der

Magd zurück, und indem ſie Miſtreß Smedley's Abweſenheit benutzten, entflohen ſie ohne Aufſehen und ohne Hinderniß. Leonhard brachte ihre Sachen nach einem Standorte von Miethwagen, und ließ ſie dort in Verwahrſam, während ſie ſich nach einer Wohnung umſahen. Es war rathſam, eine entfernte Gegend zu wählen, und noch vor Abend waren ſie in einer Dachwohnung in Lambeth eingerichtet.

Dreizehntes Capitel.

Leonhard konnte, wie der Leſer erwarten wird, keine Spur von Burley finden, — der Humoriſt ſtand mit dem „Bienenkorbe" jetzt nicht mehr in Verbindung. — Leonhard war nicht allein ſehr traurig aus Theilnahme für Burley, ſondern er vermißte auch den Umgang mit dem geiſtreichen, wenn auch geſunkenen Manne.

Er begnügte ſich jedoch allmälig mit der einfachen Geſellſchaft ſeiner jungen Gefährtin, und wurde ruhiger. Die Stunden des Tages, die er nicht dem Schreiben widmete, brachte er, wie vorher, damit zu, daß er ſich im Bücherladen Kenntniſſe zu ſammeln ſuchte, und in der Abenddämmerung wanderte er mit Helenen umher, — bisweilen durch die lange Vorſtadt in die friſche Landluft, noch öfter aber ſpazierten ſie die Brücke auf und ab, die nach dem glorreichen Weſtmünſter — Londons claſſiſchem Boden — führt, und beobachteten dort den Widerſchein der Gaslichter im Fluſſe. Dieſer Spaziergang ſagte beſonders dem ſchwermüthigen Jüngling zu. Er ſtand oft lange und mit nachdenklichem Schweigen an dem Geländer, und blickte mit Helenen in die dunklen Gewäſſer, welche trotzdem, daß ſie dunkel ſind, doch ihren eigenthümlichen Reiz geheimnißvoller Ruhe haben.

So wie der Fluß zwiſchen der Welt der Häuſer und dem Gebrauſe menſchlicher Leidenſchaften zu beiden Seiten ſtrömte, ſo auch in dieſen beiden Herzen der Gedanke, — und Alles, was ſie von London kannten, war deſſen Schatten.

Vierzehntes Capitel.

In dem „Bienenkorb" erſchienen einige ſehr heftige politiſche Artikel, die den Tractätchen in dem Sacke des Keſſelflickers ſehr ähnlich waren. Leonhard beachtete ſie nicht ſehr, aber ſie machten viel mehr Aufſehen im Publicum, welches den „Bienenkorb" las, wie Leonhard's Artikel, obgleich dieſe viel ſeltene Anlagen verriethen. Sie vermehrten ſehr den Abſatz der Zeitſchrift in den Fabriksſtädten, und begannen endlich die Aufmerkſamkeit der Behörde zu erregen. Plötzlich ward eine Verfolgung gegen den „Bienenkorb" veranlaßt. Der Verleger ſah ſich mit einem Criminalproceß und mit der Gewißheit von zwei Jahren Gefängniß bedroht, — dieſe Ausſicht ſagte ihm nicht zu, und er verſchwand. Eines Abends, als Leonhard, der von dieſen Unfällen nichts wußte, vor der Thüre der Expedition ankam, fand er ſie verſchloſſen. Ein aufgeregter Pöbelhaufe hatte ſich vor dem Hauſe verſammelt, und eine Stimme, die Leonhard nicht unbekannt war, redete die Umherſtehenden mit vielen Verwünſchungen gegen „die Tyrannen" an. Er ſah ſich um, und erkannte zu ſeinem Erſtaunen in dem Redner Herrn Sprott, den Keſſelflicker.

Es erſchienen plötzlich eine große Anzahl Polizeibeamte, um die Menge zu zerſtreuen. Herr Sprott machte ſich klüglich aus dem Staube. Leonhard erfuhr jetzt, was vorgefallen ſei, und er war abermals ohne Beſchäftigung und Broterwerb.

Er ging langsam zurück. „O Wissen, Wissen — du bist in der That ohnmächtig!“ murmelte er.

Indem er so sprach, las er in großen Buchstaben auf einem an einer Mauer angeklebten Papier die Anzeige: „Es werden einige junge, rüstige Männer für Indien gesucht.“

Ein Werber trat zu ihm. „Ihr würdet ein trefflicher Soldat werden, Freund; denn Ihr habt kräftige Glieder.“ Leonhard ging weiter.

„Ist es dahin mit mir gekommen? Zu roher physischer Gewalt soll ich meine Zuflucht nehmen? — O Geist, verzweifle! — O Dorfknabe, werde wieder eine Maschine!“

Er trat leise in sein Dachstübchen, und blickte mit zärtlicher und inniger Theilnahme auf Helenen, die an ihrer Arbeit saß, und ihre Augen an dem offenen Fenster anstrengte. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und wußte nichts von seiner Gegenwart. Geduldig und still saß sie da, und ihre kleinen Finger waren sehr thätig. Er bemerkte, daß ihre Wangen bleich seien, und ihre Hände sahen so abgemagert aus! Sein Herz wurde tief gerührt, und in diesem Augenblicke dachte er nicht an den verunglückten Dichter, und keiner seiner Gedanken verrieth Selbstsucht.

Er näherte sich ihr freundlich, und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Helene, nimm deinen Hut und Shawl, und komm' mit mir; — ich habe dir Vieles zu sagen.“

Sie war bald bereit, und sie schlugen den Weg nach ihrem Lieblingsspaziergange auf der Brücke ein. An einer der Vertiefungen blieb Leonhard stehen und begann: „Helene, wir müssen uns trennen.“

„Uns trennen? — O Bruder!“

„Höre mich an. — Alle Arbeit, die sich auf den Geist

bezieht, iſt für mich vorüber; es bleibt mir nichts übrig, wie die Arbeit der Muskeln und Sehnen. Ich kann nicht nach meinem Dorfe zurückkehren, und zu Allen ſagen: meine Hoffnungen waren Ueberſchätzung, und mein Geiſt war eine Täuſchung. — Das kann ich nicht. — In dieſer grauſamen Stadt kann ich auch nicht Lohnarbeiter werden. — Ich wurde vielleicht dazu geboren, aber mein Geiſt hat mich unglücklicherweiſe über meine Geburt erhoben. Was ſoll ich nun beginnen? — Ich weiß es noch nicht — vielleicht als Soldat dienen, oder mich als Auswanderer in eine ferne Wildniß begeben. Was ich aber auch wählen möge, ich muß in Zukunft allein bleiben; ich habe keine Heimat mehr. Für dich, Helene, gibt es aber noch eine Heimat, eine ſehr beſcheidene (noch dazu für dich, von ſo guter Geburt) — aber ſehr ſichere — die Hütte meiner — meiner Mutter. Sie wird dich um meinetwillen lieben — und — und ....»

Helene ſchmiegte ſich zitternd an ihn, und ſchluchzte: „Alles, alles, was du willſt. Aber ich kann arbeiten; ich kann Geld erwerben, Leonhard. Du weißt nicht, wie viel ich erworben habe, — aber genug für uns beide, bis beſſere Zeiten für dich eintreten. Wir wollen uns nicht trennen.»

„Wie? — Ich, ein Mann, und zur Arbeit geboren, ſollte mich von dem Erwerbe eines Kindes ernähren laſſen? — Nein, Helene, erniedrige mich nicht ſo!»

Sie drang nicht weiter in ihn, als ſie ſeine düſtere Stirne ſah, ſondern beugte demüthig ihren Kopf und murmelte: »Verzeihe!»

„Ah!» ſagte Helene nach einer Pauſe, „wenn wir doch jetzt den Freund meines armen Vaters finden könnten! — ich habe es nie ſo ſehr gewünſcht, wie jetzt.»

„Ja; er würde gewiß für dich ſorgen.»

„Für mich?“ wiederholte Helene im Tone ſanften Vorwurfs, und ſie wendete ihren Kopf ab, um ihre Thränen zu verbergen.

„Würdeſt du ihn wohl erkennen, wenn wir ihm zufällig begegneten?“

„O ja. Er war ſo verſchieden von Allem, was wir in dieſer ſchrecklichen Stadt ſahen, und ſeine Augen waren wie jene Sterne, ſo klar und ſo glänzend; doch das Licht ſchien aus der Ferne zu kommen, wie das Licht in deinen Augen, wenn deine Gedanken von allem, was dich umgibt, entfernt ſind. Auch ſeinen Hund, den er Nero nannte, würde ich wieder erkennen.“

„Sein Hund mag nicht immer bei ihm ſein.“

„Aber die hellen, klaren Augen ſind es! — Ah! jetzt, da du zum Himmel blickſt, haben deine Augen denſelben träumeriſchen Ausdruck, wie die ſeinigen.“

Leonhard antwortete nicht, denn ſeine Gedanken waren allerdings weniger auf Erden, als ſie in jenen entfernten und geheimnißvollen Himmel einzudringen ſchienen.

Beide ſchwiegen lange; — die Menge ging unbeachtet an ihnen vorüber. Die Nacht breitete ſich über den Strom aus, aber der Widerſchein des Gaslichtes auf ſeinen Wellen war ſichtbarer, wie das der Sterne. Man bemerkte die Dunkelheit der ſtarken Strömung, und die Schiffe mit ihren ſchwarzen und unheimlichen Geſtalten, mit ſegelloſen, geſpenſtiſchen Maſten, hatten in ihrer Stille ein todtenähnliches Anſehen.

Leonhard blickte hinab, und er dachte wieder an Chatterton's ſchrecklichen Selbſtmord, und ein bleiches, wildes Geſicht mit leuchtenden Augen ſchien aus dem Waſſer hinauf zu ſchauen, und die erſtorbenen Lippen ſchienen zu

murmeln: „Kämpfe nicht mehr gegen die Wogen auf der Oberfläche, — in der Tiefe iſt es ruhig und ſtill!“

Der Jüngling entzog ſich mit Gewalt dieſen düſtern Träumen, und begann wieder, mit Helenen zu ſprechen, indem er ſich bemühte, ſie mit Schilderungen der beſcheidenen Heimat, die er ihr dargeboten, zu tröſten.

Er ſprach von den leichten häuslichen Beſchäftigungen, welche ſie mit ſeiner Mutter theilen würde — (denn ſo nannte er noch die Witwe) — und verweilte mit einer Beredſamkeit, welche die ihn umgebenden Gegenſätze aufrichtig und ſtark machten, bei dem glücklichen ländlichen Leben, den ſchattigen Wäldern, den wogenden Kornfeldern, dem feierlich einſamen Kirchthurme, der ſich in der ſtillen Landſchaft erhob. Lieblich ſchilderte er die blumigten Terraſſen des italieniſchen Verbannten, und den ſprudelnden Springbrunnen, welcher, ſelbſt indem er dies ſprach, ſeine Kühle in der heitern Luft verbreitete, die nicht erfüllt war von dem Rauche und den Dünſten der Städte, und nicht verunreinigt durch die Sünden der Menſchen. Er verſprach ihr die Liebe und den Schutz Jener, die dieſer Natur verwandt ſeien — der einfachen, liebevollen Mutter — des freundlichen Pfarrers — des gutmüthigen und gebildeten Verbannten — und Violantens, mit den dunklen Augen, erfüllt von den geheimnißvollen Gedanken, welche die Einſamkeit in der Jugend hervoruft; Violante ſollte ihre Gefährtin ſein.

„Ach!“ ſagte Helene, „wenn das Leben dort ſo glücklich iſt, ſo kehre mit mir dahin zurück.“

„Nein,“ murmelte der Jüngling; „wenn der Hammer einmal den Funken aus dem Eiſen ſchlug, muß der Funke aufwärts fliegen; er kann nicht zurück zur Erde ſinken, bis

das Licht ihn verlaſſen hat. Aufwärts! Helene — laß mich aufwärts ſtreben!»

Fünfzehntes Capitel.

Am nächſten Morgen war Helene ſehr krank, — ſo krank, daß, als ſie kaum aufgeſtanden war, ſie ſich ſchon wieder zu Bette legen mußte. Ihr ganzer Körper zitterte; ihre Hand brannte wie Feuer. Es hatte ſie ein Fieber ergriffen. Vielleicht war es durch eine Erkältung auf der Brücke entſtanden; vielleicht auch hatte ihr Körper nicht vermocht, ihren Gemüthsaufregungen Widerſtand zu leiſten. Leonhard ging in großer Unruhe zum nächſten Apotheker. Dieſer machte ein ernſtes Geſicht, und ſagte, es ſei gefährlich. Die Gefahr zeigte ſich auch bald; Helene verlor ihr Bewußtſein. In dieſem Zuſtande lag ſie mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod. Leonhard fühlte jetzt, daß alle irdiſchen Sorgen leicht ſind im Vergleiche zu der Furcht, zu verlieren, was wir lieben. Wie werthlos erſchien ihm der beneidete Lorber neben der ſterbenden Roſe!

Vielleicht mehr in Folge ſeiner Pflege und Sorgfalt, wie der Kunſt des Arztes, erlangte ſie endlich ihr Bewußtſein wieder; die unmittelbare Gefahr war vorüber. Sie fühlte ſich aber ſehr ſchwach und angegriffen; — ihre Wiederherſtellung war ungewiß und konnte jedenfalls nur allmälig erwirkt werden.

Als ſie erfuhr, wie lange ſie ſo krank geweſen ſei, blickte ſie beſorgt in Leonhard's Geſicht, als dieſer ſich über ſie beugte, und ſtammelte: »Gib mir meine Arbeit; — ich bin jetzt ſtark genug dazu; — ſie wird mir die Zeit vertreiben.»

Leonhard brach in Thränen aus.

Ach! er hatte ſelbſt keine Arbeit; — ihr gemeinſchaftliches Geld war ausgegeben; — der Apotheker glich nicht dem guten Doctor Morgan; die Arzneien mußten bezahlt werden, und auch die Miethe. Zwei Tage vorher hatte Leonhard Riccabocca's Uhr verſetzt, und wenn auch der letzte Schilling von dieſem Gelde fort war, wie ſollte er dann für Helenen ſorgen? — Er drängte jedoch ſeine Thränen zurück, und verſicherte ihr, daß er Beſchäftigung habe, und zwar mit ſo viel Ernſt, daß ſie ihm glaubte, und in einen ſanften Schlummer verſank. Er horchte auf ihren Athem, küßte ſie auf die Stirne, und verließ das Zimmer. Er begab ſich in ſein benachbartes Dachſtübchen, und indem er ſein Geſicht auf die Hände ſtützte, verſank er in tiefes Nachdenken.

Er mußte ſich endlich zum Betteln entſchließen. Er mußte an Herrn Dale um Geld ſchreiben, — an Herrn Dale, dem das Geheimniß ſeiner Geburt bekannt war. Er hätte ſich lieber von einem Fremden Etwas erbettelt; es ſchien ihm, als behafte der Sohn die Mutter mit neuer Unehre, wenn er von Jemand bettle, der mit ihrer Schande bekannt war. Wäre es vom Geſchicke beſchloſſen geweſen, daß er allein im Mangel untergehen und verhungern müſſe, ſo würde er lieber zollweiſe in das Grab des Hungers geſunken ſein, als daß er ſeinen Stolz gebeugt hätte. Aber Helene dort auf dem Bette, — Helene, die vielleicht noch Wochen lange der Hilfe bedurfte; — und die Krankheit macht ſelbſt den Luxus zur Nothwendigkeit! — Ja, er mußte betteln. Hättet ihr, als er ſich dazu entſchloß, nur gewußt, welchen ſtolzen, bittern Geiſt er beſiegte, ſo würdet ihr geſagt haben — was er für Erniedrigung hält, iſt Herois-

mus. — O, wie eigenthümlich iſt das menſchliche Herz! — kein epiſches Gedicht erreicht das Erhabene und Schöne, wie es in ſeinen geheimen Falten geſchrieben iſt, ungeleſen von menſchlichen Augen. — Von wem ſonſt konnte er betteln? Seine Mutter hatte Nichts; Riccabocca war arm, und die ſtattliche Violante, die geſagt hatte: „Wenn ich doch ein Mann wäre!“ — er konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihr bemitleidet und verachtet zu werden; — die Avenel's? nein! dreimal nein! Er zog ſchnell Tinte und Papier zu ſich, und ſchrieb haſtige Zeilen, die ihm abgedrungen wurden, wie aus den blutenden Pulsadern ſeines Lebens.

Doch die Poſtſtunde war vorüber; — der Brief konnte erſt am nächſten Tage abgehen, und erſt in drei Tagen war auf eine Antwort zu rechnen. Er ließ den Brief auf dem Tiſche liegen, und ging hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen. Er begab ſich auf die Brücke, und wurde unwillkürlich durch eine Volksmenge nach dem Parlamentshauſe gedrängt. Es ſollte an jenem Abende eine Erörterung Statt finden, welche allgemeine Theilnahme erregte, und das Volk verſammelte ſich auf der Straße, um die Mitglieder ein- und ausgehen zu ſehen, oder zu vernehmen, welcher Redner ſchon aufgetreten ſei, oder um Eingang auf der Gallerie zu finden.

Er verweilte in dieſem Gedränge, nicht mit einer ähnlichen Theilnahme, ſondern er blickte nur zerſtreut über die Köpfe der Andern nach der hohen Grabmalsabtei, — dem kaiſerlichen Golgatha der Dichter, Staatsmänner und Könige.

Plötzlich ward ſeine Aufmerkſamkeit dadurch erregt, daß ein, ihm keine angenehmen Erinnerungen zurückrufender Name genannt wurde. „Wie befinden Sie ſich, Randal

Leslie? Wollen Sie auch die Reden mit anhören?" ſagte ein Parlamentsmitglied, welches durch die Straße ging.

„Ja; Herr Egerton verſprach mir einen Platz unter der Gallerie. Er wird heute Abend eine Rede halten, und ich habe ihn noch nie als Redner gehört. Wollen Sie die Güte haben, da Sie in das Haus gehen, ihn an mich zu erinnern?"

„Das kann ich jetzt nicht; denn er hält ſchon ſeine Rede, und er ſoll ſehr gut ſprechen. Ich eilte von dem Athenäum, wo ich zu Mittag ſpeiſte, hierher, um zur rechten Zeit zu kommen, da ich hörte, daß ſeine Rede von großer Wirkung ſein werde."

„Das iſt ſehr unangenehm," ſagte Randal. „Ich glaubte nicht, daß er ſo früh ſprechen werde."

„M** veranlaßte ihn dazu durch einen perſönlichen Angriff. — Aber folgen Sie mir, vielleicht kann ich Sie in das Haus einführen, und ein Mann wie Sie, Leslie, von dem wir dereinſt Großes erwarten — wie ich Ihnen verſichern kann — ſollte keine Gelegenheit verſäumen, um ſich zu überzeugen, wie es in unſerem Hauſe bei einem heftigen Kampfe hergeht. — Kommen Sie mit mir!"

Das Parlamentsmitglied eilte nach der Thüre, und als Randal ihm folgte, ſagte einer der Umherſtehenden: „Das iſt der junge Mann, der das berühmte Pamphlet ſchrieb, — Egerton's Verwandter."

„Egerton iſt ein trefflicher Mann," bemerkte ein Anderer; „ich warte auf ihn."

„Ich auch."

„Sind Sie auch einer ſeiner Wähler, ſo wie ich?"

„Nein; doch er war ſehr gütig gegen meinen Neffen, und ich muß ihm dafür danken. Sie ſind ein Wähler — er iſt eine Ehre für Ihre Stadt."

„Ja gewiß; ein erleuchteter Mann.“

„Und ſo edelmüthig.“

»Er befördert alle wirklich guten Maßregeln,“ ſagte der Wähler.

„Und alle hoffnungsvollen jungen Männer,“ fügte der Onkel hinzu.

Es vereinigten ſich noch einige Andere im Lobe von Audley Egerton und es wurde Vieles von ſeiner Freigebigkeit erzählt.

Leonhard hörte anfangs zerſtreut zu, dann aber mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Er hatte auch Burley dieſen edelmüthigen Staatsmann loben gehört, welcher, ohne ſelbſt Anſprüche auf Genie zu machen, es an Andern zu würdigen wiſſe. Er innerte ſich plötzlich auch, daß Egerton der Stiefbruder des Squire ſei Es drangen ſich ihm unbeſtimmte Gedanken von einem Geſuche an dieſen angeſehenen Mann auf, nicht um Unterſtützung, ſondern um eine Anſtellung — ſo unerfahren war der Jüngling noch! Während er ſo nachſann, öffnete ſich die Thüre des Hauſes und Audley Egerton ſelbſt trat heraus. Ein allgemeines Gemurmel und hier und da ein Beifallsruf verkündeten Leonhard die Gegenwart des beliebten Staatsmannes. Egerton wurde von fünf bis ſechs Perſonen nacheinander angeſprochen, aber ein Händeſchütteln, ein Kopfnicken, einige gefliſterte Worte genügten, daß der erfahrene Mann ſich mit Freundlichkeit dem Gedränge entziehen konnte, und bald ſah man ſeine hohe, aufrechte Geſtalt nach der Brücke zuſchreiten. Er blieb an der Ecke ſtehen, zog ſeine Uhr hervor, und blickte bei dem Gaslichte darauf.

„Harley wird bald hier ſein,“ murmelte er; „er iſt immer pünctlich und jetzt, da ich meine Rede gehalten habe,

kann ich ihm eine Stunde widmen, was mir sehr angenehm ist.“

Als er seine Uhr wieder in die Tasche gesteckt hatte, und seinen Rock über der festen breiten Brust zuknöpfte, erhob er seinen Blick, und sah einen jungen Mann vor sich stehen.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte der Staatsmann mit der gewohnten Kürze seines praktischen Charakters.

„Herr Egerton,“ erwiederte der junge Mann mit einer Stimme, die leicht zitterte, aber doch männlich war, trotz seiner Aufregung, „Sie haben einen großen Namen und große Macht — ich stehe hier in den Straßen Londons ohne einen Freund und ohne Beschäftigung. Ich glaube, daß ich zu edlerer Arbeit befähigt bin, wie zu körperlicher, wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meine Gedanken mittheilen könnte. Jetzt, da ich dies sagte, und in Folge meiner Verzweiflung, und des plötzlichen Antriebes, den das Lob Ihrer Erfolge hervorrief, habe ich nichts mehr hinzuzufügen.“

Audley Egerton schwieg einen Augenblick, betroffen von dem Tone und der Anrede des Fremden; aber der erfahrene und vorsichtige Weltmann, der an alle Arten von Gesuchen und auch Betrügereien gewöhnt war, entzog sich schnell dem Eindrucke einer leichten und vorübergehenden Theilnahme.

„Sind Sie ein Bewohner von ....?“ (er nannte den Namen der Stadt, für die er Parlamentsglied war).

„Nein, Sir!“

„Es thut mir sehr leid um Sie, junger Mann; aber die Einsicht, welche Sie haben müssen (denn ich beurtheile diese nach der Erziehung, die Sie offenbar erhalten haben), wird

Ihnen nicht verhehlen, daß ein Staatsmann, welchen Einfluß er auch haben möge, zu viel begründete Ansprüche zu befriedigen hat, als daß er Fremden Gehör schenken könnte.“

Er hielt einen Augenblick inne, und da Leonhard schweigend dastand, fügte er mit mehr Freundlichkeit, als die meisten so angeredeten Staatsmänner dargelegt haben würden, hinzu:

„Sie sagen, daß Sie unbefreundet sind. In unserer Jugend geht es Manchem von uns so, der später noch genug Freunde findet. Sein Sie brav und ehrlich; — verlassen Sie sich auf sich selbst, nicht auf Freunde; — ernähren Sie sich von Handarbeit, wenn es mit der geistigen nicht gelingt, und glauben Sie mir, dieser Rath ist Alles, was ich Ihnen geben kann, außer etwa noch diese Kleinigkeit . . .“ und der Minister hielt ihm ein Kronenstück hin.

Leonhard verbeugte sich, schüttelte traurig den Kopf — und entfernte sich. Egerton sah ihm mit einigem Bedauern nach.

Dann murmelte er vor sich hin: „Es muß Tausende in diesem Zustande in den Straßen London's geben. Ich kann die Nothwendigkeiten der Civilisation nicht verhindern. Er schien gut erzogen zu sein. Nicht in Folge der Unwissenheit wird in Zukunft die bürgerliche Gesellschaft leiden, sondern weil die hungrigen Tausende zu gut erzogen werden, welche für Handarbeit ungeeignet, und ohne daß sich eine geistige Laufbahn für sie eröffnet, dereinst, wie dieser Jüngling, in unsern Straßen stehen, und weisere Minister, wie ich bin, in Verlegenheit setzen werden.“

Während Egerton in diesem Selbstgespräche nach der Brücke zuging, drang der Ton eines Posthorns von dem Kutscherſitze eines prachtvollen Vierspänners durch die Luft.

Ein eleganter Wagen mit ausgezeichnet schönen Pferden raſſelte über das Pflaſter, und in dem Kutſcher erkannte Egerton ſeinen Neffen Frank Hazeldean.

Der junge Gardeofficier kehrte mit einer heitern Geſellſchaft von Greenwich zurück, wo ſie zu Mittag geſpeiſt hatten, und das muntere Gelächter dieſer Kinder des Vergnügens drang über den ſtillen Fluß.

Es verletzte das Ohr des ſorgenvollen Staatsmannes — der vielleicht traurig war bei aller ſeiner Größe, einſam unter einer Menge von Freunden. Es erinnerte ihn vielleicht an ſeine eigene Jugend, als er ſolchen Vergnügungen und Geſellſchaften ſich ebenfalls hingegeben hatte, obgleich immer ſein ehrgeiziges Streben ihn beherrſcht hatte. „Le jeu, vaut-il la chandelle?" murmelte er, mit den Achſeln zuckend.

Der Vierſpänner rollte ſchnell bei Leonhard vorüber, der ſich gegen die Ecke der Brücke lehnte, und der Schmutz beſprengte ihn von den Hufen der muthigen Roſſe. Das Gelächter drang noch mißtönender in ſein Ohr, wie in das des Miniſters, aber es erregte ihm keinen Neid.

„Das Leben iſt ein dunkles Räthſel!" ſagte er, ſich auf die Bruſt ſchlagend.

Er ging langſam weiter bis nach der Vertiefung, wo er einige Abende vorher mit Helene geſtanden hatte, und erſchöpft von Mangel an Nahrung und an Schlaf ſank er in den dunkeln Winkel, während der Fluß, der unter dem Steinbogen ſtrömte, wie eine Trauermelodie in ſein Ohr murmelte — ſowie unter dem Gewölbſteine des ſocialen Lebens das Geheimniß der menſchlichen Unzufriedenheit fortwährend klagt und dahinrollt. Tröſte dich, o Denker am Strome! der Strom iſt es, der die Stadt gründete und ihr Pracht verlieh, und ohne der Unzufriedenheit, wo wäre der Fort-

ſchritt, und was würde der Menſch ſein? Tröſte dich, o Denker! wo auch der Strom, über den du dich beugſt, oder neben dem du ermüdet und traurig hinſinkſt, den Bogen, der dich unterſtützt, beſpülen mag — träume nie, daß durch Zerſtörung der Brücke du das Klagemurmeln der Wellen zum Schweigen bringen kannſt!

Sechzehntes Capitel.

Lord l'Eſtrange ſaß vor einem Tiſche in den ihm angewieſenen Zimmern in ſeines Vaters Hauſe in Knightsbridge, und ordnete oder vernichtete Briefe und Papiere — gewöhnlich das Zeichen einer beabſichtigten Aufenthaltsveränderung. Es gibt gewiſſe Kleinigkeiten, durch die ein ſcharfer Beobachter den Charakter eines Mannes beurtheilen kann. Auf dem Tiſche ſah man mit einiger Eleganz, aber mit ſoldatiſcher Ordnungsliebe, mehrere kleine Reliquien früherer Tage, die als Andenken geheiligt waren, oder vielleicht nur durch Gewohnheit lieb geworden, die aber immer einen Theil der Ausſtattung von Harley's Zimmern bildeten, mochte er nun in Egypten, in Italien, oder in England ſein. Selbſt das kleine altmodiſche und etwas unbequeme Tintenfaß, in welches er die Feder tauchte, als er die Briefe, die er bei Seite legte, nummerirte oder bezeichnete, gehörte dem Schreibzeuge an, das ſein Stolz geweſen war in ſeinen Knabenjahren, als er zuerſt in die Schule ging. Selbſt die Bücher, die zerſtreut umher lagen, waren keine neuen Werke, noch ſolche, denen wir uns zuwenden, um die Neugierde einer Stunde zu befriedigen, oder uns von ernſtern Gedanken abzuwenden; — es waren meiſt lateiniſche und italieniſche Dichter, mit vielen Rand-

bemerkungen, oder Bücher, welche viel Nachdenken erfordern, langsam und oft gelesen sein wollen, und unsere Gefährten werden. Wenn man bemerkte, daß dieser Mann selbst in Betreff lebloser Gegenstände dem Wechsel abgeneigt war, und die Gewohnheit hatte, Alles lieb zu gewinnen, was mit frühern Erinnerungen in Beziehung stand, so konnte man daraus schließen, daß wichtigere Neigungen ihn auf die Dauer fesseln würden, und man verstand besser die Innigkeit seiner Freundschaft zu einem Manne, der in Beschäftigungen und Charakter ihm so unähnlich war, wie Egerton. Hatte eine Neigung einmal Zugang in das Herz von Harley l'Estrange gefunden, so schien sie nie wieder in Frage gestellt oder erörtert werden zu können; sie wurde, so zu sagen, schweigend in seiner Natur befestigt, und nur eine Umwälzung seines ganzen Wesens hätte sie stören oder entfernen können.

Lord l'Estrange's Hand lag jetzt auf einem Briefe in einer steifen, aber leserlichen italienischen Schrift, und statt ihn zu bezeichnen wie die andern, breitete er ihn vor sich aus, und las ihn noch einmal. Es war ein Brief von Riccabocca, den er vor einigen Wochen erhalten hatte.

„Brief von Signor Riccabocca an Lord l'Estrange."

„Ich danke Ihnen, mein edler Freund, daß Sie mich beurtheilt haben mit Glauben an meine Ehre, und mit Achtung für mein Unglück."

„Ich sage nein, und dreimal nein, zu allen Nachgiebigkeiten, allen Eröffnungen, allen Verträgen mit Giulio Franzini. Ich schreibe den Namen, und ich zittere vor Aufregung. Ich muß innehalten, und mir wieder Kaltblütigkeit sammeln zur Verachtung. Es ist vorüber. Schwei-

gen wir von ihm. — Sie haben mich aber beunruhigt. — Dieſe Schweſter! Ich ſah ſie ſeit ihrer Kindheit nicht, aber ſie wurde unter ſeinem Einfluſſe erzogen — ſie kann nur als ſein Werkzeug handeln. — Alſo ſie wünſcht, meinen Aufenthalt zu erfahren! Es kann nur in einer feindſeligen und boshaften Abſicht ſein. Ich kann Ihnen vertrauen — das weiß ich. Sie ſagen, ich könne ebenſo der Verſchwiegenheit Ihres Freundes ſicher ſein."

„Verzeihen Sie, aber mein Vertrauen iſt nicht ſo elaſtiſch. Ein Wort könnte das Geheimniß meines Aufenthaltes verrathen. Aber wenn er entdeckt iſt, welches Unglück könnte daraus entſtehen? Ein engliſches Dorf beſchützt mich allerdings, aber nicht der erzene Thurm der Danae könnte mich beſchützen vor italieniſcher Liſt und Schlauheit. Wäre es auch nichts Schlimmeres, ſo würde es mir doch unleidlich ſein, unter den Augen eines ſtets wachſamen Spions zu wohnen. Unſer Sprichwort ſagt mit Recht: „ſchlecht ſchläft der, für den der Feind wacht!" Sehen Sie, mein Freund, ich habe mit meinem frühern Leben abgeſchloſſen; — ich möchte es ablegen, wie eine Schlange ihre Haut."

„Ich habe mir Alles verſagt, was Verbannte für einen Troſt halten. Kein Bedauern des Unglücks; keine Mittheilung von theilnehmender Freundſchaft; keine Nachrichten aus meinem für mich verlornen Vaterlande folgen mir zu meinem Herde unter dem Himmel des Fremden. Allem dem habe ich freiwillig entſagt. Ich bin ſo abgeſtorben für mein früheres Leben, als ob der Styx zwiſchen ihm und mir wollte. Mit jener Strenge, die nur dem Unglücklichen geſtattet wird, habe ich ſelbſt auf den Troſt Ihrer Beſuche Verzicht geleiſtet. Ich erklärte Ihnen einfach und aufrichtig, daß Ihre Gegenwart alle meine erzwungene und ſchwache

Philoſophie ſtören und mich an die Vergangenheit erinnern würde, die ich aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen ſuche. Sie ſind auf die Bedingung eingegangen, daß, wenn ich wirklich Ihrer Hilfe bedarf, ich ſie in Anſpruch nehmen will, und inzwiſchen haben Sie edelmüthig geſucht, Gerechtigkeit für mich zu erhalten von den Cabineten der Miniſter, und an den Höfen der Könige. Ich verweigerte Ihrem Herzen dieſen Genuß nicht, denn ich habe ein Kind. — Ach! ich lehrte dieſes Kind ſchon Ihren Namen zu verehren, und in ſeinen Gebeten wird er nicht vergeſſen. Aber jetzt, da Sie ſich überzeugt haben, daß ſelbſt Ihr Eifer zwecklos iſt, bitte ich Sie, Bemühungen aufzugeben, die nur den Spion auf meine Spur leiten, und mich in neues Unglück bringen könnten. Glauben Sie mir, daß ich mich zufrieden mit meinem jetzigen Looſe fühle. Ich bin überzeugt, eine Veränderung desſelben würde nicht zu meinem Glücke gereichen. Chi non ha provato il male, non conosce il bene. (Wer das Unglück nicht kennen lernte, weiß das Glück nicht zu ſchätzen.) — Sie fragen mich, wie ich lebe; ich antworte — alla giornata — vom Tag zum Tage — nicht für den morgenden Tag, wie ich früher lebte. Ich habe mich an das ſtille Landleben gewöhnt. Da ſitzt meine Frau, das gute Weſen, mir gegenüber, und ſie fragt nie, was ich ſchreibe, oder an wen; aber ſobald ich die Feder hinlege, gibt ſie ihre Arbeit auf, und ſpricht mit mir. Worüber? der Himmel weiß es! Doch ich will lieber von den Angelegenheiten eines kleinen Dorfes hören, als wieder mit Staatsmännern und pedantiſchen Profeſſoren über Verfaſſungen und Conſtitutionen ſprechen. Wenn ich mich überzeugen will, wie wenig Einfluß dieſe letzteren auf das Glück weiſer Männer haben, finde ich dies nicht im Machiavell und Thucydides? Dann kommt

auch der Pfarrer, und wir debattiren mit einander. Er weiß es nie, wenn er beſiegt iſt; die Debatte nimmt daher nie ein Ende. An ſchönen Tagen wandere ich mit meiner Violante an den Krümmungen eines Baches umher, oder beſuche meinen Freund, den Squire, und überzeuge mich, wie geſund das wahre Vergnügen iſt; — und an regnichten Tagen ſchließe ich mich ein, und bin vielleicht ſchwermüthig, bis leiſe an die Thüre geklopft wird, und Violante eintritt, mit ihren dunklen Augen, die mich vorwurfsvoll durch Thränen anſehen, weil ich allein traurig bin, während ſie unter meinem Dache wohnt. Sie ſchmiegt ſich an mich, und in fünf Minuten iſt Alles wieder Sonnenſchein; denn was kümmern wir uns um Ihre engliſchen grauen Wolken außerhalb!»

„Vergönnen Sie mir, mein theurer Lord, dieſen ſtillen, glücklichen Uebergang zu meinem Alter, das heiterer iſt, wie die Jugend, die ich ſo wild vergeudete, und bewahren Sie das Geheimniß, durch welches mein Glück bedingt wird.»

„Jetzt, bevor ich ſchließe, noch einige Worte über Sie ſelbſt. Sie ſchreiben von ſich zu wenig, ſo wie von mir zu viel. Aber ich begreife ſo gut die tiefe Schwermuth unter dem wilden und phantaſtiſchen Humor, womit Sie wie im Scherze andeuten, was Sie im Ernſte fühlen. Die geſchäftige Einſamkeit der Städte laſtet ſchwer auf Ihnen. Sie eilen wieder zurück zu dem dolce far niente; zu wenigen, aber vertrauten Freunden; zu einförmigem, aber zwangloſem Leben; aber ſelbſt dort wird das Gefühl der Einſamkeit ſich Ihrer wieder bemächtigen. Sie ſuchen nicht, wie ich, die Vernichtung des Gedächtniſſes; Ihre erſtorbenen Leidenſchaften ſind zu Geſpenſtern geworden, welche Sie verfolgen, und Sie unfähig machen für die lebende Welt. — Ich ſehe dies Alles — ich ſehe es ſelbſt in Ihren eiligen phantaſtiſchen

Zeilen, wie ich es ſah, als wir beide unter den Pinien ſaßen, und auf den blauen See unter uns hinabſchauten. Ich wurde damals beunruhigt durch den Schatten der Zukunft, Sie durch den der Vergangenheit."

„Sie ſchrieben, halb im Ernſte, halb ſcherzhaft: „ich will dieſem Bann der Erinnerungen entfliehen; ich will neue Verbindungen eingehen, wie andere Männer, und bevor es zu ſpät iſt; — ich will mich verheiraten — ja, aber ich muß lieben — das iſt das Hinderniß!" — Ein Hinderniß, — ja; — und dem Himmel ſei Dank dafür! — Erinnern Sie ſich aller unglücklichen Ehen, von denen Sie gehört haben? — waren nicht unter zwanzig, wenigſtens achtzehn, eine Heirat aus Liebe? — Es iſt immer ſo geweſen, und es wird auch immer ſo ſein; weil, wenn wir innig lieben, wir ſo viele Anſprüche machen, und ſo wenig Nachſicht haben. Sein Sie zufrieden, wenn Sie eine finden, mit welcher Ihre Häuslichkeit und Ihre Ehre ſicher ſind. Sie werden ein weibliches Weſen lieben lernen, das niemals Ihr Herz verwundet, — Sie werden aber bald der Liebe entfremdet gegen Andere, die niemals Ihrer Einbildungskraft entſprechen können. Cospetto! Ich wünſche, meine Jemima hätte eine jüngere Schweſter für Sie. Und doch entſchloß auch ich mich nur mit einem tiefen Seufzer zu einer — Jemima."

„Jetzt habe ich Ihnen einen langen Brief geſchrieben, um Ihnen zu beweiſen, wie wenig ich Ihres Mitleids oder Ihres Eifers bedarf. Ich bitte Sie nochmals, laſſen Sie uns nunmehr ein langes Schweigen beobachten. Es iſt mir nicht leicht, mit einem Manne Ihres Ranges zu correſpondiren, ohne daß neugieriges Geſchwätz in meiner ſtillen Umgebung entſteht, die durch eine Kleinigkeit aufgeregt werden kann. Ich muß dieſes Schreiben nach einer einige Meilen entfernten

Poſtſtation mitnehmen, und es verſtohlen in den Briefkaſten werfen.»

„Leben Sie wohl, mein theurer und edler Freund, Sie, dem das gefühlvollſte Herz und die lebhafteſte Phantaſie wurde, wie ich ähnlichen noch nie auf meinem Lebensgange begegnet bin. Leben Sie wohl; — ſchreiben Sie mir, wenn Sie einen Tagestraum vergeſſen, und eine Jemima gefunden haben.» Alphonſo.»

Poſtſcript: „Ich bitte Sie nochmals, empfehlen Sie Ihrem Freunde, dem Miniſter, Vorſicht, damit er kein Wort gegen dieſes Weib fallen läßt, wodurch mein Zufluchtsort verrathen werden könnte.»

„Iſt er wirklich glücklich?» murmelte Harley, als er den Brief wieder durchgeleſen hatte, und er verſank einige Zeit in Träumerei.

„Dieſes Leben auf dem Lande; — dieſe Frau, die ihre Arbeit niederlegt, um von Dorfbewohnern zu ſprechen — welch' ein Gegenſatz zu Audley's bewegtem Leben! Und doch kann ich je weder das eine, noch das andere beneiden oder begreifen — aber mein eigenes Leben; was iſt es?»

Er erhob ſich, und ging nach dem Fenſter, aus dem man auf einen grünen Raſenplatz ſah, mit größern Bäumen, als man gewöhnlich in den Gärten der Vorſtädte findet. Der Anblick machte einen Eindruck der Stille und Ruhe, ſo daß man kaum hätte glauben können, London ſei ſo nahe.

Die Thüre ward leiſe geöffnet, und eine ältliche Dame trat ein. Sie näherte ſich Harley, der noch nachdenkend am Fenſter ſtand, und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. — Wie viel Charakter ſpricht ſich in einer Hand aus! — Die ihrige war eine von denen, welche Titian mit beſonderer

Sorgfalt gemalt haben würde — fein, weiß und zart, mit den ſich von der Oberfläche erhebenden blauen Adern. Es lag aber noch etwas mehr, als vornehme Eleganz in der Form und dem Baue dieſer Hand. Ein Phyſiologe würde gleich geſagt haben: es ſpricht ſich Geiſt und Stolz in ihr aus; ſie ſcheint feſthalten zu können, wo ſie verweilt, und obgleich ſie ſo leicht liegt, wird ſie ſich doch nicht ſo leicht abſchütteln laſſen.

„Harley!“ ſagte die Dame — und dieſer wendete ſich um. — „Du täuſcheſt mich nicht durch dieſes Lächeln,“ fuhr ſie im traurigen Tone fort; „du haſt nicht gelächelt, als ich eintrat.“

„Es geſchieht ſelten, meine theure Mutter, daß wir uns ſelbſt zulächeln, und ich habe ſeit kurzem nichts ſo Thörichtes begangen, das mich hätte dazu veranlaſſen können.“

„Mein Sohn,“ ſagte Lady Lansmere mit großem Ernſte, „du entſtammeſt einer Reihenfolge berühmter Vorfahren, und es iſt mir, als fragten ſie aus ihren Gräbern, weshalb der Letzte ihres Geſchlechtes kein Ziel und keinen Zweck hat, — keine Heimat in dem Lande, dem ſie dienten, und das ſie dafür mit Ehrenbezeigungen belohnte.“

„Mutter,“ erwiederte Harley, „als das Land in Gefahr war, diente ich ihm wie meine Vorfahren, — und meine Antwort würden die Narben auf meiner Bruſt ſein.“

„Dient man ſeinem Vaterlande nur, wenn es in Gefahr iſt? Wird die Pflicht gegen dasſelbe nur im Kriege erfüllt? — Glaubſt du, daß dein Vater in dem einfachen ländlichen Leben eines Gutsbeſitzers nicht die Zwecke erfüllte — wenn auch ohne Aufſehen —, für welche die Ariſtokratie begründet, und der Reichthum gewährt wurde?“

„Ohne Zweifel thut er das, und beſſer, wie ſein umherſchweifender Sohn es je vermag.“

„Aber dieſer umherſchweifende Sohn erhielt ſolche Vorzüge von der Natur, — ſeine Jugend erregte ſo viele Hoffnungen, — als Knabe war er ſo begeiſtert für den Ruhm ...“

„Ja,“ erwiederte Harley ſehr ſanft; „es iſt möglich — und Alles das ſoll untergehen in einem einzelnen Grabe.“

Die Gräfin zuckte zuſammen, und ſie entzog ihre Hand Harley's Schulter.

Die Züge der Lady Lansmere waren nicht ſehr veränderlich in ihrem Ausdrucke. Sie hatte hierin, wie in den Formen ihres Geſichtes, wenig Aehnlichkeit mit ihrem Sohne.

Ihre Naſe war leicht gebogen, die Augenbrauen waren von jener Wölbung, die etwas Majeſtätiſches verleiht, die Linien um den Mund gewöhnlich ſtrenge und zuſammengepreßt. Ihre Züge waren die einer Perſon, die viel Gemüthsbewegungen gehabt und ſie unterdrückt hat. Es lag etwas Förmliches und ſelbſt Ascetiſches in dem Charakter ihrer Schönheit, die ſich gut erhalten hatte in ihrem Weſen und in ihrem Anzuge. Sie erinnerte an eine gothiſche Baronin, halb Burgfrau, halb Aebtiſſin. Man ſah auf einen Blick, daß ſie in der weltlichen Geſellſchaft, welche ſie umgab, nicht lebte, deren Moden und Begriffe verſchmähte; aber ungeachtet aller dieſer Strenge war es doch das Geſicht einer Frau, die menſchliche Neigungen und Verbindungen kennen gelernt hatte, und jetzt, als ihre Blicke lange auf Harley's düſterer Stirne verweilten, war es das Geſicht einer Mutter.

„Ein einzelnes Grab?“ ſagte ſie nach einer langen Pauſe. „Und du warſt damals faſt nur noch ein Knabe, Harley!

— Kann eine ſolche Erinnerung, ſelbſt jetzt noch, Einfluß auf dich haben? Es iſt kaum möglich; es ſcheint mir nicht im männlichen Charakter u liegen — wenn es auch dem weiblichen entſprechen mag.»

»Ich glaube,» erwiederte Harley; halb wie im Selbſtgeſpräche, »daß ich viel Weibliches in meinem Charakter habe. Vielleicht bewahren Männer, die viel allein leben, und ſich nicht um männliche Zwecke kümmern, ihre Eindrücke länger, ſo wie das weibliche Geſchlecht. — Aber ach!» ſagte er laut, und indem ſeine Züge ſich plötzlich veränderten, »ach, der härteſte und der kälteſte würde gefühlt haben, wie ich, wenn er ſie gekannt, ſie geliebt hätte! Ich habe noch nie ein weibliches Weſen kennen gelernt, das ihr ähnlich war. Sie war ein glorreiches Geſchöpf aus einer andern Welt! Sie verherrlichte unſere Erde mit ihrer Gegenwart, und verdunkelte ſie, als ſie uns verließ. Mein Ankämpfen gegen dieſe Erinnerung iſt vergebens. Mutter, ich habe ſo viel Muth, wie meine in Stahl gehüllten Vorfahren ihn je hatten. Ich habe ihn dargelegt in Schlachten und in Wüſten — gegen den Menſchen und das wilde Thier — gegen den Sturm und gegen den Ocean — gegen die wilden Kräfte der Natur — in ſo ſchrecklichen Gefahren, wie je ein Pilger oder ein Kreuzfahrer ihnen Trotz bot. Aber Muth gegen dieſe Eine Erinnerung, — nein, den habe ich nicht.»

»Harley, Harley, du brichſt mir das Herz,» ſagte die Gräfin, die Hände ringend.

»Es iſt zum Verwundern,» fuhr ihr Sohn fort, der ſo vertieft war in ſeine Gedanken, daß er ihre Worte wohl kaum gehört haben mochte, »ja, es iſt wirklich zum Verwundern, daß, da ich ſchon tauſende von weiblichen Weſen geſehen, und mit ihnen geſprochen habe, ich doch nie ein

Geſicht ſah, wie das ihrige, und nie eine ſo ſanfte, wohlklingende Stimme hörte. Dieſes ganze Weltall des Lebens kann mir keinen Blick und keinen Ton gewähren, der das Vorrecht des Mannes — die Liebe — mir wieder erregen könnte. Nun gut; das Leben bietet noch Anderes dar — die Poeſie und die Kunſt; — noch lächelt der Himmel, und noch rauſchen die Bäume. Ich muß mir das Glück nach meiner Art ſuchen.“

Die Gräfin war im Begriffe, zu erwiedern, als die Thüre ſchnell geöffnet wurde, und Lord Lansmere eintrat.

Er war einige Jahre älter, wie die Gräfin, aber ſeine ruhigen Züge hatten nichts Leidenſchaftliches. Es war ein wohlwollendes, freundliches Geſicht, ohne viel höhern geiſtigen Ausdruck, aber nicht ohne den eines gereiften Verſtandes. Seine Geſtalt war nicht groß, aber ſeine Haltung aufrecht und etwas gebieteriſch, aber in gutmüthiger Art, das Weſen des grand seigneur, der viel in der Provinz gelebt hat, deſſen Wille ſelten Widerſpruch fand, und deſſen Anſehen ſo ſehr gefühlt und anerkannt wurde, daß dies unwillkürlich auf ihn ſelbſt zurückwirkte; — ein trefflicher Mann; aber wenn man auf die hohe Stirne und die dunklen Augen der Gräfin blickte, ſo mußte man ſich wundern, wie die Beiden zuſammengekommen waren, und der allgemeinen Ueberzeugung nach in ſo glücklicher Ehe lebten.

„Hoho, mein theurer Harley!“ ſagte Lord Lansmere, indem er ſich die Hände mit dem Ausdrucke großer Zufriedenheit rieb. „Ich habe ſo eben der Herzogin einen Beſuch abgeſtattet.“

„Welcher Herzogin, mein theurer Vater?“

„Nun, der Couſine deiner Mutter — der Herzogin von Knaresborough, bei welcher du, mir zu Gefallen, dich

zu einem Besuche herabgelassen hast, und es freut mich sehr, zu vernehmen, daß du Lady Mary bewunderst.»

„Sie ist sehr hoch erzogen, und auch etwas — hochnäsig,» antwortete Harley. Als er bemerkte, daß seine Mutter verlegen aussah, und sein Vater unwillig, fügte er in ernstem Tone hinzu: „Sie ist allerdings schön.»

„Gut, Harley,» sagte der Earl, der seine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte; „die Herzogin, die in Folge unserer Verwandtschaft mit ihr sich freimüthig aussprechen zu können glaubte, hat mir angedeutet, daß du auf Lady Mary ebenfalls einen guten Eindruck gemacht hast, und um zur Hauptsache zu kommen, da du zugibst, daß es Zeit für dich ist, an's Heiraten zu denken, so wüßte ich keine wünschenswerthere Verbindung. Was meinst du dazu, Katharina?»

„Der Herzog gehört einer Familie an, die schon vor dem Kriege der beiden Rosen sich auszeichnete,» erwiederte Lady Lausmere, „und es haftet kein Flecken auf ihrem Wappenschilde; auch war ihr Ruf immer unbescholten. Aber ich gebe zu bedenken, ob es schicklich war, daß die Herzogin die erste Eröffnung machte, — selbst gegen einen Freund und Verwandten.»

„Nun, wir sind altmodische Leute,» versetzte der Earl etwas verlegen, „und die Herzogin ist eine Frau von Welt.»

„Wir wollen hoffen,» bemerkte die Gräfin in mildem Tone, „daß ihre Tochter es nicht ist.»

„Ich würde Lady Mary nicht heiraten, wenn auch alle übrigen weiblichen Wesen in Affen verwandelt worden wären,» sagte Lord l'Estrange im entschiedenen Tone.

„Gerechter Himmel!» entgegnete der Earl, „was ist

das für eine Sprache! Weshalb willst du sie nicht heiraten?»

Harley: „Ich kann es nicht sagen; — in diesen Fällen gibt es auf das „weshalb» keine Antwort. Aber, mein theurer Vater, du scheinst dein Versprechen vergessen zu haben.»

Lord Lansmere: „Wie?»

Harley: „Du hast mich mit meiner Mutter aufgefordert, mich zu verheiraten; — ich versprach, mein Bestes zu thun, aber unter einer Bedingung — daß ich für mich selbst wählen dürfe, und ohne mich zu übereilen. Dies wurde von beiden Seiten zugesagt. Darauf gehst du am Vormittag — um welche Zeit keine Dame ohne einen Schauder an einen Besuch denken kann — und forderst die arme Lady Mary und deinen unwürdigen Sohn zu einer gegenseitigen Bewunderung auf, die wir beide nie fühlten. Entschuldige, mein theurer Vater — aber dies ist sehr ernst. Ich muß dein Versprechen abermals in Erinnerung bringen — freie Wahl für mich, und keine Beziehung auf die Kriege der Rosen. Welcher Krieg der Rosen ist jenem ähnlich zwischen der Bescheidenheit und Liebe auf den Wangen der Jungfrau?»

Lady Lansmere: „Freie Wahl für dich, Harley; — so sei es. Aber wir machten auch eine Bedingung, — nicht wahr, Lansmere?»

Der Earl, verwirrt: „Wie? — Machten wir auch eine Bedingung? — Ja wohl!»

Harley: „Welche war es?»

Lady Lansmere: „Der Sohn des Lord Lansmere darf nur die Tochter eines Gentleman heiraten.»

Der Earl: »Natürlich! natürlich!»

Das Blut drang plötzlich in Harley's Wangen, und eben ſo ſchnell erbleichte er auch wieder.

Er ging nach dem Fenſter, — ſeine Mutter folgte ihm und legte abermals ihre Hand auf ſeine Schulter.

„Du warſt grauſam," ſagte er freundlich und im fliſternden Tone, während er unter der Berührung ihrer Hand zuckte. Dann wendete er ſich zu dem Earl, der ihn betroffen und erſtaunt anſah — (es war Lord Lansmere nie eingefallen, man könne argwöhnen, daß ſein Sohn ſich unter dem von der Gräfin angegebenen Rauge verheiraten werde) — Harley ſtreckte ſeine Hand aus, und ſagte mit ſeinem ſanften, gewinnenden Tone: „Du biſt immer ſehr freundlich und nachſichtig gegen mich geweſen, und es iſt nicht mehr als billig, daß ich ſelbſtſüchtige Gewohnheiten aufopfere, um einen Wunſch zu befriedigen, der dir ſo nahe am Herzen liegt. Ich ſtimme mit dir überein, daß unſer Geſchlecht mit mir nicht ausſterben ſollte — Noblesse oblige. — Doch du weißt, ich war immer romantiſch, und wenn ich heirate, muß ich lieben, oder wenigſtens fühlen, daß meine Frau der Liebe würdig iſt, die ich einſt gewährt haben könnte. Was nun das unbeſtimmte Wort Gentleman betrifft, deſſen meine Mutter ſich bedient — ein Wort, das auf verſchiedenen Lippen einen verſchiedenartigen Sinn hat —, ſo geſtehe ich, daß ich ein Vorurtheil gegen junge Damen habe, die in der „trefflichen Albernheit" der großen Welt auferzogen wurden, wie es mit den Töchtern der Gentlemen unſeres Ranges meiſtens der Fall iſt. Ich verlange daher die umfaſſendſte Auslegung des Wortes: Gentleman; und ſo lange nichts Gemeines oder Entwürdigendes in der Geburt, den Sitten, und der Erziehung des Vaters dieſer meiner zukünftigen Braut nachzuweiſen iſt, werdet ihr, wie ich hoffe, beide übereinſtimmen,

nichts weiter zu verlangen — weder Titel noch Stammbaum.“

„Titel? nein — ſie ſind nicht nöthig,“ erwiederte Lady Lansmere, „ſie machen nicht den Gentleman.“

„Gewiß nicht,“ ſagte der Earl. „Viele unſerer beſten Familien haben keine Titel.“

„Titel — nein,“ wiederholte Lady Lansmere; „aber Vorfahren — ja!“

„Ach Mutter!“ erwiederte Harley mit ſchwermüthigem Lächeln, „es ſcheint beſchloſſen zu ſein, daß wir nie übereinſtimmen ſollen. Der Erſte unſeres Geſchlechts iſt immer der, auf den wir am meiſten ſtolz ſind, und welche Vorfahren hatte er? — Schönheit, Tugend, Beſcheidenheit, Geiſtesfähigkeiten; — wenn dieſes nicht Vorfahren genug für einen Mann ſind, ſo iſt er ein Sclave der Todten!“

Mit dieſen Worten nahm Harley ſeinen Hut, und ging nach der Thüre zu.

„Du haſt ſelbſt geſagt: Noblesse oblige,“ erwiederte die Gräfin, indem ſie ihm einige Schritte nachging; „wir haben nichts mehr hinzuzufügen.“

Harley zuckte leicht mit den Achſeln, küßte die Hand ſeiner Mutter, rief Nero zu ſich, der vom Kamin, wo er ſchlummerte, aufſprang, und verfolgte ſeinen Weg.

„Will er wirklich in der nächſten Woche wieder ins Ausland reiſen?“ fragte der Earl.

„Er ſagt, daß es ſeine Abſicht ſei.“

„Ich fürchte, Lady Mary hat keine Ausſichten,“ bemerkte Lord Lansmere mit einem leichten, aber traurigen Lächeln.

„Sie hat nicht Geiſt genug, um ihn zu feſſeln. Sie iſt Harley's nicht würdig,“ ſagte die ſtolze Mutter.

„Unter uns," bemerkte der Earl faſt ſchüchtern, „ich ſehe nicht ein, welchen Nutzen er von ſeinem Geiſte hat. Er könnte kein zweckloſeres Leben führen, ſelbſt wenn er der größte Dummkopf in den drei Königreichen wäre. Wie ehrgeizig war er doch als Knabe! — Katharina, ich glaube bisweilen, daß du weißt, was ihn ſo verändert hat."

„Ich? — nein; ſolche Veränderung iſt gewöhnlich genug unter jungen Männern, wenn ſie ein ſo großes Vermögen haben. Sie finden dann, daß ihnen das Leben wenig darbietet, wonach ſie noch ſtreben könnten. Wäre Harley der Sohn eines armen Mannes, ſo möchte es ganz anders mit ihm geworden ſein."

„Ich wurde mit denſelben Ausſichten geboren, wie Harley," erwiederte der Earl mit Selbſtgefühl, „und doch ſchmeichle ich mir, daß ich Alt-England von einigem Nutzen bin."

Die Gräfin ergriff die Gelegenheit, um ihrem Gatten einige Lobeserhebungen zu machen, und gab dann dem Geſpräche eine andere Wendung.

Siebzehntes Capitel.

Harley brachte den Tag in ſeiner gewöhnlichen umherſchwärmenden Art zu. Er ſpeiſte in ſeiner ruhigen Ecke in ſeinem Lieblingsclub, und Nero — der in demſelben nicht zugelaſſen wurde — wartete geduldig vor der Thüre auf ihn. Nach dem Eſſen wandelte der Hund und ſein Herr, beide gleichgiltig gegen die Menge, in jener Straße umher, die für die Wenigen, welche die Poeſie London's begreifen können, Erinnerungen des Ruhmes und des Unglückes erweckt, ſo erhaben, wie irgend eine der Ruinen des Alterthums darbieten kann, — jener Straße, die über den ehemaligen Kirchhof von

Whitehall geht, wo früher zur Linken der Palaſt des Königthums von Schottland ſtand, — dann ſich verengernd nach der ehemaligen Inſel Thorney führt, auf welcher Eduard der Bekenner den verhängnißvollen Beſuch des Eroberers erhielt, — und, ſich dann wieder erweiternd, bei der Abtei und der Halle von Weſtmünſter endlich, wie alle Andenken irdiſcher Größe, in beſcheidenen Gaſſen und engen Durchgängen verliert.

Harley l'Eſtrange, der immer weniger in der ihn umgebenden wirklichen Welt lebte, wie mit den Bildern, die ſein einſamer Geiſt hervorrief, ſtellte ähnliche Betrachtungen an, als er die Brücke erreichte, und die lebloſen Fahrzeuge auf dem „ſtillen Wege" ſchlummern ſah, der einſt laut und prachtvoll von den vergoldeten Barken der alten Familien Englands erglänzte.

Auf dieſer Brücke wollte Audley Egerton ſeinen Freund l'Eſtrange zu einer Zeit erwarten, in welcher er nach ſeiner Berechnung ſich den Parlamentsdebatten am beſten entziehen könne; denn Harley hatte, mit ſeinem empfindlichen Widerwillen gegen alle Verſammlungsorte von ſeines Gleichen — ſich geweigert, Egerton in dem Gewühle von Bellamy's aufzuſuchen.

Harley's Aufmerkſamkeit wurde, als er über die Brücke ging, durch eine Geſtalt erregt, die in einem der Winkel ſtill auf den Steinen ſaß, und das Geſicht mit den Händen bedeckt hatte. „Wenn ich ein Bildhauer wäre," murmelte er vor ſich hin, „ſo würde ich mich dieſer Geſtalt erinnern, ſobald ich ein Bild der Verzweiflung darzuſtellen wünſchte." Er erhob ſeinen Blick, und ſah wenige Schritte vor ſich, mitten auf dem Wege, die aufrechte Geſtalt von Audley Egerton. Die Strahlen des Mondes beleuch-

teten die feſten Züge des charaktervollen Staatsmannes mit dem Ausdrucke des Nachdenkens, der kräftigen, aber kalten Selbſtbeherrſchung, und der Sorge.

„Wenn ich dorthin blicke,“ fuhr Harley in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „ſo würde ich mich dieſer Geſtalt erinnern, ſobald ich wünſchte, aus Granit das Bild der Ausdauer darzuſtellen.“

„Sie ſind alſo doch gekommen, und pünctlich!“ ſagte Egerton, indem er Harley am Arme nahm.

Harley: „Ja wohl pünctlich; denn ich achte Ihre Zeit, und ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich vermuthe, daß Sie heute Abend eine Rede halten wollen.“

Egerton: „Es iſt ſchon geſchehen.“

Harley, mit Theilnahme: „Wie ich hoffe, mit Erfolg?“

Egerton: „Ich denke wohl; denn es wurde mir laut Beifall zugerufen, was mir nicht immer widerfährt.“

Harley: „Und dies gewährte Ihnen Vergnügen?“

Egerton, nach einigem Beſinnen: „Nein; nicht im mindeſten.“

Harley: „Was feſſelt Sie denn ſo ſehr an dieſes Leben — an den fortwährenden Kampf, an die gleichförmige Arbeit, — wobei die angenehmern Geiſtesfähigkeiten ertödtet, alle heftigern dagegen erweckt werden, — wenn ſelbſt deſſen Belohnungen (und ich halte für die beſten den Beifall) Ihnen nicht Vergnügen gewähren?“

Egerton: „Was mich an dieſes Leben feſſelt? — die Gewohnheit!“

Harley: „Sie Märtyrer!“

Egerton: „Ja; Sie haben Recht. Aber wir wollen von Ihnen ſprechen. Sie haben alſo beſchloſſen, England in der nächſten Woche zu verlaſſen?“

Harley, verdrießlich: „Ja. Dies Leben in einer Hauptſtadt, wo Alle ſo thätig ſind, und ich keine beſondern Zwecke habe, nagt an mir, wie ein ſchleichendes Fieber. Nichts unterhält mich hier; — nichts erfreut und tröſtet mich. Aber ich bin entſchieden, bevor es zu ſpät iſt, mich der Vergangenheit zu entziehen, und in die natürliche Welt der Menſchen zurückzukehren. Mit Einem Worte, ich habe beſchloſſen, zu heiraten."

Egerton: „Wen?"

Harley, in ernſtem Tone: „Mein theurer Freund, Sie ſind wirklich ein großer Philoſoph. Sie haben die Frage richtig getroffen. Ich kann freilich keinen Traum heiraten, und wo, außer in Träumen, ſoll ich dieſes Glück finden?"

Egerton: „Sie ſuchen nicht danach."

Harley: „Suchen wir je nach Liebe? — Ergreift ſie uns nicht, wenn wir ſie am wenigſten erwarten? — Iſt ſie nicht wie die Begeiſterung der Muſe? — Welcher Dichter ſetzt ſich hin, und ſagt: ich will ein Gedicht ſchreiben? — Welcher Mann ſieht ſich um, und ſagt: ich will mich verlieben? — Nein; das Glück, wie der berühmte Deutſche ſagt, wird uns plötzlich von den Göttern gewährt — und ſo auch die Liebe."

Egerton: „Sie erinnern ſich aber auch wohl deſſen, was Horaz ſagt: „Das Leben ſtrömt dahin, während der Bauer am Ufer ſitzt, und auf die Fuhrt warten will."

Harley: „Ein Gedanke, den Sie vor einigen Wochen andeuteten, und über den ich ſchon früher gebrütet hatte, verfolgt mich ſeitdem. Wenn ich nur ein Kind von ſanftem Charakter, und mit noch nicht ausgebildeten Anlagen finden, und es zu meinem Ideale erziehen könnte. Ich bin noch jung genug, und könnte einige Jahre warten. Dann hätte

ich erreicht, was ich so schmerzlich vermisse — einen Zweck für mein Leben.»

Egerton: „Sie sind immer noch das Kind der Romantik. — Aber wie . . . .»

Hier ward der Minister unterbrochen durch einen Boten vom Unterhause, den er beauftragt hatte, ihn auf der Brücke aufzusuchen, wenn seine Anwesenheit nöthig sein sollte. „Sir, die Opposition benutzt die geringe Anzahl der im Hause anwesenden Mitglieder, um eine Abstimmung zu verlangen. Herr .... versucht zwar, durch eine Rede Zeit zu gewinnen, aber man will ihn nicht anhören.»

Egerton wendete sich hastig an Lord l'Estrange: „Sie müssen mich jetzt entschuldigen. — Morgen reise ich auf zwei Tage nach Windsor, aber nach meiner Rückkehr sehen wir uns wieder.»

„Es hat nichts zu sagen,» antwortete Harley; »ich bin außer dem Bereiche Ihres Rathes, Mann der praktischen Vernunft. — Wenn ich,» fügte Harley in sanftem und traurigem Tone hinzu, „wenn ich Sie mit Klagen belästige, welche Sie nicht verstehen können, so ist dies die Folge alter Schulknabengewohnheiten. Ich kann keine Sorge fühlen, die ich Ihnen nicht anvertrauen müßte.»

Egerton's Hand zitterte, als er die seines Freundes drückte, und ohne ein Wort weiter zu sagen, entfernte er sich schnell. Harley verweilte noch einige Augenblicke in stiller und tiefer Träumerei; dann rief er seinen Hund, und kehrte in der Richtung nach Westmünster zurück.

Er kam an dem Winkel vorüber, in welchem die bewegungslose Gestalt der Verzweiflung gesessen hatte. Die Gestalt war jetzt aufgestanden, und lehnte sich gegen das Ge-

länder. Sie wurde mißtrauiſch von dem Hunde beſchnüffelt, der vor ſeinem Herrn ging.

„Nero, komm!“ rief Harley.

„Nero,“ dies war der Name, bei welchem, wie Helene ſagte, der Freund ihres Vaters ſeinen Hund gerufen hatte, und Leonhard ward betroffen über den Ton, als er ſich in ſeiner Troſtloſigkeit gegen den Stein lehnte. Er erhob ſein Haupt, und blickte aufmerkſam und forſchend in Harley's Geſicht. Dieſe großen, klaren, und doch ſo tiefen und ſchwärmeriſchen Augen, welche Helene geſchildert hatte, begegneten den ſeinigen, und feſſelten ſie, denn l'Eſtrange war auch ſtehen geblieben; — das Geſicht des Jünglings war ihm nicht unbekannt. Er erwiederte den auf ihn gerichteten forſchenden Blick, und erkannte den jungen Mann aus dem Bücherladen.

„Der Hund iſt nicht böſe, Sir!“ ſagte l'Eſtrange mit einem Lächeln.

„Und Sie nennen ihn Nero?“ ſagte Leonhard, immer noch den Fremden anblickend.

Harley erkannte den Sinn der Frage.

„Nero, Sir; aber er hat nicht die blutdürſtigen Triebe ſeines römiſchen Namensgenoſſen.“ Harley wollte weiter gehen, als Leonhard mit zitternder Stimme ſagte:

„Entſchuldigen Sie; aber kann es möglich ſein, daß Sie der Herr ſind, den ich vergebens wegen des Kindes des Capitäns Digby geſucht habe?“

Harley blieb ſtehen. „Digby?“ ſagte er, „wo iſt er? — Er hätte mich leicht finden können. Ich gab ihm eine Adreſſe.“

„Ah, dem Himmel ſei Dank!“ erwiederte Leonhard. „Helene iſt gerettet; ſie wird nicht ſterben!“ und er brach in Thränen aus.

Einige Augenblicke, und einige Worte genügten, um Harley mit den Verhältniſſen der verwaiſ'ten Tochter ſeines frühern Waffengefährten bekannt zu machen. Harley ſtand bald ſelbſt in dem Zimmer der armen Leidenden; er lehnte ihre brennenden Schläfe an ſeine Bruſt, und fliſterte ihr, die wie in einem glücklichen Traume es vernahm, zu: „Beruhigen Sie ſich, und faſſen Sie Muth; — Ihr Vater lebt noch in mir."

Helene erhob jetzt ihre Augen und ſagte: „Aber Leonhard iſt mein Bruder, — mehr als Bruder — und er bedarf der Sorge eines Vaters mehr, wie ich."

„Still, Helene; ich bedarf jetzt keiner Hilfe," ſagte Leonhard, und ſeine Thränen benetzten die kleine Hand, welche die ſeinige umſchloſſen hielt.

Achtzehntes Capitel.

Harley l'Eſtrange war ein Mann, auf den Alles, was der romantiſchen und poetiſchen Richtung des menſchlichen Lebens angehört, einen tiefen Eindruck machte. Als er erfuhr, welche Bande dieſe beiden Kinder der Natur verknüpften, die in den Stürmen des Geſchickes zu einander hielten, ward ſein Herz inniger ergriffen, wie ſeit vielen Jahren. In dieſem verlaſſenen Dachſtübchen, umgeben von dem Dunſt und Rauch der beſcheidenen Vorſtadt, und die Alltagswelt in ihren härteſten und ärmlichſten Formen unter und neben ihnen, erkannte er jenes göttliche Gedicht, das jeder Vereinigung zwiſchen dem Geiſte und dem Herzen entſpringt. Hier auf dem roh gearbeiteten Tiſche von Fichtenholz lagen die kaum von der Tinte trocken gewordenen Manuſcripte des jungen Kämpfers für Ruhm und für Brot; —

dort in dem andern Stübchen auf dem ärmlichen Bette lag der einzige Troſt des Jünglings — ſein Alles, das ſein Herz erwärmte mit lebender, ſterblicher Neigung. An der einen Seite der Wand: die Welt der Einbildungskraft; — an der andern: dieſe Welt von Schmerz und von Liebe; — in beiden: ein gleich erhabener Geiſt — uneigennützige Hingebung — „ein Etwas, das fern liegt von dem Bereiche unſerer Sorgen."

Er ſah ſich im Zimmer um, in das er Leonhard gefolgt war, als er Helene verließ. Er bemerkte die Manuſcripte auf dem Tiſche, und, indem er auf ſie zeigte, ſagte er freundlich: „Sind dies die Arbeiten, wodurch Sie die Waiſe des Kriegers unterſtützten? — Sie ſelbſt ein Krieger in einer harten Schlacht!"

„Die Schlacht wurde verloren — ich konnte ſie nicht unterſtützen," erwiederte Leonhard traurig.

„Aber Sie haben ſie nicht verlaſſen. — Als Pandora's Büchſe geöffnet wurde, ſoll die Hoffnung zuletzt verweilt haben."

„Das iſt falſch," erwiederte Leonhard, „ein heidniſcher Begriff. „Es gibt Gottheiten, die hinter der Hoffnung verweilen — Dankbarkeit, Liebe und Pflichtgefühl."

„Sie ſind keiner von den gewöhnlichen Geiſtern," ſagte Harley bewundernd; — „ich muß Sie ſpäter genauer kennen lernen; — jetzt eile ich zum Arzte; — ich werde mit ihm zurückkehren. Wir müſſen das arme Kind ſo bald wie möglich aus dieſer drückenden Luft bringen. Inzwiſchen laſſen Sie mich auf Ihre Zurückweiſung der alten Fabel erwiedern. Wo Dankbarkeit, Liebe und Pflichtgefühl dem Menſchen bleiben, da, glauben Sie mir, iſt auch die Hoffnung, obgleich ſie oft unſichtbar ſein mag, verborgen hinter dem ſchützenden Fittich der edlern Gottheiten."

Harley ſagte dies mit jenem, ihm eigenthümlichen wunderbaren Lächeln, welches, ſo zu ſagen, das ganze Zimmer mit Glanz erfüllte, — und entfernte ſich.

Leonhard ſchlich leiſe nach dem Fenſter, und indem er nach den Sternen blickte, die bleich über den Dächern flimmerten, murmelte er: „O du, Allſehender und Allbarmherziger! wie ſehr tröſtet es mich, daß, obgleich meine Träume vom Wiſſen bisweilen den Himmel verdunkelt haben mögen, ich doch nie daran zweifelte, daß du dort biſt — wenn auch hinter der Wolke, doch eben ſo leuchtend und ewig!“ So betete er ſchweigend einige Minuten; — dann ging er in Helenens Zimmer, und ſetzte ſich ſtill neben ſie; denn ſie ſchlief. Sie erwachte, als Harley mit einem Arzte zurückkehrte. Leonhard ging wieder in ſein Zimmer, und als er unter ſeinen Papieren den Brief ſah, den er an Herrn Dale geſchrieben hatte, murmelte er: „Ich brauche jetzt meinem Berufe keine Schande zu machen, — ich brauche jetzt kein Bettler zu ſein,“ — und hielt den Brief an das Kerzenlicht. Während er dies ſprach, und als die brennenden Papierflitter auf den Fußboden herabſchwebten, nagte der ſcharfe Hunger, den er während der letzten Aufregungen nicht gefühlt hatte, an ſeinen Eingeweiden. Aber ſelbſt der Hunger konnte nicht jenen edlen Stolz demüthigen, der einem noch edlern Gefühle nachgegeben hatte, — und er lächelte, indem er wiederholte: „Kein Bettler! — das Leben, dem ich mich gewidmet hatte, iſt gerettet. — Ich kann abermals dem Geſchicke mit männlicher Stirn entgegentreten.“

Neunzehntes Capitel.

Einige Tage darauf befand ſich Helene — in reinere Luft gebracht, und unter der Pflege der berühmteſten Aerzte, — außer aller Gefahr.

Es war ein hübſches einzelnes Landhaus, aus deſſen Fenſtern man die Ausſicht über die wilden Heiden von Norwood hatte, wohin Harley täglich ritt, um ſich von der Wiederherſtellung ſeiner jungen Pflegebefohlenen zu überzeugen. — Er hatte bereits einen Zweck im Leben gefunden. Als ſie ſich erholte, und an Kräften zunahm, wußte er ſie durch Freundlichkeit zum Sprechen zu bringen, und er hörte ihr mit angenehmen Erſtaunen zu. Das ſo kindliche Herz, und der ſo weibliche Verſtand erregte ihn ſehr durch den ſeltenen Gegenſatz und die eigenthümliche Verbindung. Leonhard, den er auch veranlaßt hatte, in dem Landhauſe zu wohnen, war dort geblieben, bis Helenens Wiederherſtellung als geſichert betrachtet werden konnte. Dann trat er zu Lord l'Eſtrange, als dieſer eines Tages eben das Landhaus verlaſſen wollte, und ſagte ruhig: „Jetzt, Mylord, da Helene wieder geſund iſt, und meiner Hilfe nicht mehr bedarf, kann ich Ihre Güte nicht länger in Anſpruch nehmen. Ich kehre nach London zurück."

„Sie ſind mein Gaſt; — Sie dürfen mich nicht ſo verlaſſen, thörichter Jüngling," ſagte Harley, welcher bereits den Stolz bemerkt hatte, der ſich in dieſem Lebewohl ausſprach. „Kommen Sie mit in den Garten; wir wollen dort weiter darüber ſprechen."

Harley ſetzte ſich auf eine Bank an dem kleinen Raſenplatze; Nero lagerte ſich zu ſeinen Füßen; Leonhard ſtand neben ihm.

„So," ſagte Lord l'Eſtrange. „Sie wollen alſo nach London zurückkehren! — Was gedenken Sie dort zu beginnen?"

»Mein Geſchick muß ſich dort erfüllen."

„Und dieſes iſt?"

„Ich kann es nicht wiſſen. — Das Geſchick iſt die Iſis, deren Schleier kein Sterblicher emporheben darf.“

„Sie ſind vielleicht zu Großem geboren,“ ſagte Harley. „Ich bin überzeugt, daß Sie gut ſchreiben. — Ich habe geſehen, daß Sie mit Leidenſchaft ſtudiren. Was noch beſſer iſt, wie ſchreiben und ſtudiren, Sie haben ein edles Herz und den ſtolzen Drang nach Unabhängigkeit. Laſſen Sie mich Ihre Manuſcripte ſehen, oder etwas von Ihren Aufſätzen, die ſchon gedruckt ſind. — Zögern Sie nicht — ich verlange nur ein Leſer zu ſein. Ich mache nicht Anſpruch darauf, ein Gönner genannt zu werden — dies iſt ein Wort, das ich haſſe.“

Leonhard's Augen funkelten durch die Thräne, die er kaum zurückhalten konnte. Er brachte ſeine Mappe, legte ſie auf die Bank neben Harley, und ging dann langſam nach dem entferntern Theile des Gartens. Nero ſah ihm nach, erhob ſich dann, und folgte ihm. Der Jüngling ſetzte ſich auf den Raſen, und Nero ließ ſeinen Kopf an dem lautklopfenden Herzen des Dichters ruhen.

Harley nahm die verſchiedenen vor ihm liegenden Papiere, und las ſie mit Muße durch. Er war kein Kritiker, nicht gewohnt, ſich die Gründe zu erörtern, weshalb ihm etwas gefiel oder nicht; aber er hatte eine ſcharfe Auffaſſungsgabe und einen gebildeten Geſchmack. Während er las, ſprachen ſeine immer ſo ausdrucksvollen Züge bald Zweifel, bald Bewunderung aus. Es fiel ihm bald der Gegenſatz in den Schriften des Jünglings auf, zwiſchen den Poeſien und Aufſätzen, die mit der Einbildungskraft ſpielten, und denen, die mit dem Gedanken kämpften. In den erſtern ſchien der junge Dichter ſich ſeiner Eigenthümlichkeit wenig bewußt zu ſein. Seine Phantaſie — entfernt von

den Scenen ſeiner Leiden, und ſich über dieſelben erhebend — erging ſich in einem Paradies glücklicher, goldener Schöpfungen. In den letztern ſtand der Denker allein und traurig da, und befragte in unruhigem Schmerze die harte Welt, auf die er blickte. In den Gedanken war Alles wild und ungeordnet, in den Phantaſien Alles heiter und friedlich. Der Genius ſchien zwei Geſtalten zu haben: die eine badete ihre Fittiche in dem Thaue des Himmels, die andere wanderte ſchwermüthig in einer unbegränzten Sandwüſte. Harley legte die Papiere hin, und war eine Zeit lang in Gedanken vertieft; dann erhob er ſich, und ging zu Leonhard. Als er ſich dem Jünglinge näherte, blickte er mit einer neuen und tiefern Theilnahme in ſein Geſicht.

„Ich habe Ihre Papiere geleſen," ſagte er, „und ich erkenne in Ihnen zwei Menſchen, die zwei weſentlich verſchiedenen Welten angehören."

Leonhard zuckte zuſammen, und murmelte: „Ja, ſehr wahr!"

„Ich glaube," fuhr Harley fort, „daß entweder einer dieſer Menſchen den andern zerſtören wird, oder daß die beiden ſich zu einem einzelnen Daſein harmoniſch verſchmelzen werden. — Nehmen Sie Ihren Hut, beſteigen Sie das Pferd meines Reitknechtes, und kommen Sie mit mir nach London; wir wollen unter Weges noch weiter ſprechen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, und ich ſtimme darin mit Ihnen überein, daß der erſte Zweck eines jeden edlern Geiſtes Unabhängigkeit iſt. Nur zu dieſer wünſche ich, Ihnen behilflich zu ſein; und dies iſt ein Dienſt, den der ſtolzſte Mann ohne Erröthen annehmen kann."

Leonhard erhob ſeine Augen zu denen Harley's, und ſie waren mit dankbaren Thränen erfüllt; aber ſein

Herz war so voll, daß er keine Antwort hervorbringen konnte.

„Ich bin nicht einer von denen," sagte Harley, als sie unterweges waren, „welche glauben, daß, weil ein junger Mann Gedichte schreibt, er zu nichts Anderem tauglich sei, und daß er ein Dichter sein müsse, oder ein Bettler. Ich habe schon gesagt, daß in Ihnen zwei Menschen zu sein scheinen: der Mann der idealen Welt, und der Mann der Wirklichkeit. Jedem dieser Menschen kann ich eine besondere Laufbahn anbieten. Die erste dürfte vielleicht mehr in Versuchung führen. Dem Staate muß daran gelegen sein, alle Talente und Fähigkeiten in seinen Dienst zu ziehen, die er für sich gewinnen kann, und jeder Bürger eines freien Landes sollte stolz darauf sein, seinem Vaterlande zu dienen. Ich habe einen Freund, welcher Minister ist, und das Talent ermuthigt — Audley Egerton. — Ich brauche ihm nur zu sagen: „hier ist ein junger Mann, welcher der Regierung, wenn sie sich seiner annimmt, nützlich sein wird," und Sie werden morgen eine Stellung erhalten, und sich zu Vermögen und Auszeichnung hinaufarbeiten können. Dies ist das erste Anerbieten; was sagen Sie dazu?"

Leonhard erinnerte sich mit Bitterkeit an seine Zusammenkunft mit Audley Egerton, und an das von dem Minister ihm angebotene Kronenstück. Er schüttelte mit dem Kopfe, und erwiederte: „O Mylord, wie habe ich solche Güte verdient? Bestimmen Sie über mich, wie Sie wollen; aber wenn ich die Wahl habe, möchte ich lieber meinem eigenen Berufe folgen. — Dies ist nicht der Ehrgeiz, der mich beherrscht."

„So hören Sie denn das andere Anerbieten. Ich habe

einen Freund, mit dem ich weniger vertraut bin, wie mit Egerton, und der keine Stellen zu vergeben hat. Ich ſpreche von einem Gelehrten, Henry Norreys — von dem Sie ohne Zweifel gehört haben, und deſſen Theilnahme Sie erregten, als er Sie in dem Bücherladen leſen ſah. Ich hörte ihn oft ſagen, man verkenne häufig die Literatur als Beruf, und wenn man ſich ihr mit derſelben Mühe und Ausdauer hingebe, wie andern Beſchäftigungen, ſo müſſe ſie zuletzt immer wenigſtens ein Auskommen ſichern. Doch der Weg mag lang und beſchwerlich ſein — und er führt zu keiner andern Macht, wie zu der über den Gedanken, ſelten zu Reichthum, — und wenn der Ruf auch ſicher ſein mag, ſo iſt doch der Ruhm, wie die Dichter ihn wünſchen, nur das Loos von Wenigen. Was ſagen Sie zu dieſer Laufbahn?"

„Mylord, ich entſcheide mich!" erwiederte Leonhard in feſtem Tone, und ſeine Züge wurden verklärt von Begeiſterung. „Ja; wenn, wie Sie ſagen, zwei Menſchen in mir ſind, ſo fühle ich, daß, ſobald ich ganz zu der mechaniſchen und praktiſchen Welt verurtheilt werden ſollte, der eine allerdings den andern zerſtören würde. Der Sieger würde der rohere und der weniger geiſtige ſein. Laſſen Sie mich jene Gedanken verfolgen, welche, obgleich ſie mich nur dunkel und formlos umſchwebten, doch ſich immer dem Sonnenlichte zugewendet haben. Es kümmert mich nicht, ob ſie zum Glücke und zum Ruhme führen, oder nicht, ſie werden mich jedenfalls aufwärts leiten! — Ich wünſche das Wiſſen um ſeiner ſelbſt willen; — was kümmert es mich, wenn es nicht Macht iſt!"

„Genug!" ſagte Harley, mit freundlichem Lächeln über die Begeiſterung ſeines jungen Gefährten. „Wie Sie

ſich entſcheiden, ſo will ich es einleiten. Jetzt erlauben Sie mir, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, einige Fragen. — Ihr Name iſt Leonhard Fairfield?"

Der Jüngling erröthete, und beugte ſeinen Kopf, wie bejahend.

„Helene ſagte, Sie hätten ſich ſelbſt unterrichtet; übrigens aber verweiſet ſie mich an Sie — ſie glaubte vielleicht, ich würde Sie weniger achten (ſtatt noch höher), wenn ſie geſagt hätte, Sie ſeien — wie ich mir erlaube zu muthmaßen — von beſcheidener Abſtammung."

„Meine Geburt," erwiederte Leonhard zögernd, „iſt ſehr — ſehr — beſcheiden."

„Der Name Fairfield iſt mir nicht unbekannt. Ein Mädchen dieſes Namens heiratete in einer Familie in Lansmere — heiratete einen Avenel ...." fuhr Harley fort, und ſeine Stimme zitterte. „Sie erröthen! — O! könnte der Name Ihrer Mutter Avenel geweſen ſein?"

„Ja!" erwiederte Leonhard, indem er die Lippen zuſammenpreßte. — Harley legte ſeine Hand auf die Schulter des Jünglings. „Dann habe ich wirklich einen Anſpruch auf Sie — dann ſind wir wirklich Freunde. Ich habe ein Recht, Jedem von dieſer Familie nützlich zu ſein."

Leonhard ſah ihn erſtaunt an; Harley fuhr fort, als er ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte: „Die Avenel's ſind immer meiner Familie nützlich geweſen, und meine Erinnerungen an Lansmere kann ich nie vergeſſen, obgleich ich damals noch ein Knabe war." Er ſporute jetzt ſein Pferd an, und es fand wieder eine lange Pauſe in der Unterhaltung Statt. Seit jener Zeit ſprach Harley immer in ſehr ſanftem Tone mit Leonhard, und ſah ihn oft mit freundlichem und theilnehmendem Blicke an.

Sie hielten vor einem Hauſe in einer belebten, wenn auch nicht von der vornehmen Welt bewohnten Straße. Ein Diener von ſehr ernſtem und ehrwürdigem Anſehen öffnete die Thüre; — ein Mann, der ſein ganzes Leben bei Schriftſtellern zugebracht hatte. Der arme Teufel war wirklich vor der Zeit alt geworden. Die Sorgen auf ſeinen Lippen und das Pompöſe auf ſeiner Stirn — keine Feder vermag es zu ſchildern.

„Iſt Herr Norreys zu Hauſe?“ fragte Harley.

„Er iſt zu Hauſe — für ſeine Freunde, Mylord!“ antwortete der Mann majeſtätiſch, und er ging durch die Halle mit dem ceremoniöſen Schritt eines Dangeau, wie er einen Montmorency zu Ludwig den Großen eingeführt haben mochte.

„Halt! — führt dieſen Herrn in ein anderes Zimmer. Ich will erſt in die Bibliothek gehen. — Warten Sie auf mich, Leonhard.“ — Der Mann nickte, und führte Leonhard in das Speiſezimmer. Dann blieb er vor der Thüre der Bibliothek ſtehen, und horchte einen Augenblick, als fürchte er ſeinen Herrn in einer begeiſterten Stimmung zu ſtören. Hierauf öffnete er die Thüre ſehr leiſe, aber zu ſeinem unausſprechlichen Unwillen kam ihm Harley zuvor und trat ſchnell ein. Es war ein großes Zimmer, und an den Wänden ſtanden Bücher von oben bis unten. Bücher lagen auf allen Stühlen, Bücher lagen auf allen Tiſchen. Harley ſetzte ſich auf einen Folioband von Raleigh's Geſchichte der Welt, und ſagte:

„Ich habe Ihnen einen Schatz gebracht.“

„Was iſt es?“ fragte Norreys, gutmüthig von ſeinem Schreibpulte aufblickend.

„Einen Geiſt.“

„Einen Geiſt?“ wiederholte Norreys, — „den Ihrigen?“

„O, ich habe keinen; — ich habe nur ein Herz und eine Phantaſie. — Hören Sie mich an! Sie erinnern ſich des Jünglings, den wir in dem Bücherladen beim Leſen beobachteten. Ich habe ihn für Sie eingefangen, und Sie ſollen ihn zu einem Manne ausbilden. Ich hege die innigſte Theilnahme für ſeine Zukunft — denn ich kannte einige von ſeiner Familie, und ein Mitglied dieſer Familie war mir ſehr theuer. Was das Geld betrifft, ſo hat er keinen Schilling, und würde auch keinen umſonſt annehmen, weder von Ihnen, noch von mir. Aber er kommt mit Eifer zur Arbeit — und Sie müſſen Beſchäftigung für ihn finden.“ Harley berichtete dann ſeinem Freunde von den beiden Anerbieten, die er Leonhard gemacht hatte, und von deſſen Wahl.

„Dies erregt Hoffnungen; denn für die Wiſſenſchaft muß man einen ſtarken Beruf in ſich fühlen. — Ich will Alles thun, was Sie wünſchen.“

Harley ſtand heiter auf, ſchüttelte Norreys freundlich die Hand — eilte aus dem Zimmer, und kehrte bald mit Leonhard zurück.

Herr Norreys ſah den jungen Mann prüfend an. In ſeinem Benehmen gegen Fremde war er von Natur mehr ſtrenge, wie freundlich, und bildete hierin — wie in vielem Andern — einen Gegenſatz zu dem argloſen, umherſchwärmenden Burley. Doch er wußte den menſchlichen Charakter im Geſichte zu leſen, und Leonhard's Züge gefielen ihm. Nach einer Pauſe reichte er ihm ſeine Hand.

„Sir,“ begann er, „Lord l'Eſtrange ſagt mir, Sie wünſchten die Literatur als einen Beruf zu wählen, und ſie ohne Zweifel wie eine Kunſt zu ſtudiren. Ich kann Ihnen

vielleicht dabei guten Rath ertheilen, und Sie können inzwiſchen mir auch nützlich ſeyn. Ich bedarf eines Gehilfen — ich biete Ihnen dieſe Stelle an. Der Gehalt wird den Dienſten entſprechen, welche Sie mir leiſten. Ich habe ein Zimmer in meinem Hauſe zu Ihrer Verfügung. Als ich zuerſt nach London kam, entſchloß ich mich zu derſelben Wahl, zu der Sie ſich, wie ich vernehme, entſchieden. Ich habe keinen Grund, ſelbſt nach weltlichen Geſichtspuncten, meine Wahl zu bereuen. Sie gewährt mir ein Einkommen, das meine Bedürfniſſe überſteigt. Ich ſchreibe meinen Erfolg den Grundſätzen zu, die auf jeden Beruf anwendbar ſind, nämlich: erſtens, niemals dem Genie zu überlaſſen, was durch Arbeit geleiſtet werden kann; zweitens, nie lehren zu wollen, was wir nicht ſelbſt gründlich ſtudirt haben; drittens, nie etwas zu verſprechen, was wir nicht nach beſtem Gewiſſen ausführen können. Mit dieſen Regeln iſt die Literatur, wenn ein Mann ſeinen Beruf für dieſelbe nicht verkennt, und gutem Rathe folgend, die Anfangsgründe und Hilfsmittel ſich aneignet, die überall erforderlich ſind, ein eben ſo guter Beruf, wie irgend ein anderer; aber ohne dieſe Grundſätze iſt der Beruf eines Schuhputzers bei weitem beſſer."

„Wohl möglich," murmelte Harley; „aber es gab doch große Schriftſteller, die keinen von Ihren Grundſätzen beobachteten."

„Berühmte Schriftſteller wahrſcheinlich; aber nicht beneidenswerthe Menſchen. — Mylord, Mylord, verderben Sie den Zögling nicht, den Sie mir brachten." Harley entfernte ſich lächelnd, und ließ das Genie in der Lehre bei der geſunden Vernunft und der Erfahrung.

Zwanzigſtes Capitel.

Während Leonhard Fairfield, unbefreundet und unbekannt, gegen Armuth, Hunger und ſchreckliche Verſuchungen ankämpfte, war für Randal Leslie der Eintritt in ſeine Laufbahn heiter, und der Pfad zu ſeinem Ziele geebnet geweſen. Ein fähiger und ehrgeiziger junger Mann konnte wohl nicht unter günſtigern Ausſichten ſeine Laufbahn beginnen, — als Verwandter und anerkannter Günſtling eines beliebten und ausgezeichneten Staatsmannes, — als Verfaſſer eines politiſchen Werkes, das ihn gleich zu einer eigenen Stellung erhoben hatte. Es ward ihm in den höchſten Zirkeln gehuldigt, zu denen weder Rang noch Vermögen allein eine genügende Empfehlung ſind — nicht nur in den Zirkeln der Mode, in den Zirkeln der Gewalt ſelbſt, und ihm ſo jede Gelegenheit geboten, um Belehrung zu erlangen, und die Welt bei Zeiten kennen zu lernen durch die Unterhaltung mit ihren anerkannten Meiſtern. Randal hatte nur dieſen Weg zu verfolgen, und ſein Erfolg war ſicher. Sein ränkeſüchtiger Geiſt liebte aber Intriguen und Umtriebe um ihrer ſelbſt willen; er ſah in ihnen kürzere Pfade zum Glücke, wenn auch nicht zum Ruhme. Seine Hauptſünde war zugleich ſeine Hauptſchwäche. Er ſtrebte nicht — er begehrte. Obgleich er in einer viel höhern geſelligen Stellung war, wie Frank Hazeldean, und trotz der minder günſtigern weltlichen Ausſichten ſeines frühern Schulgefährten, begehrte er dieſelben Dinge, die Frank Hazeldean unter ihn erniedrigten, — begehrte ſeine muntern Feſtlichkeiten, ſeine heitern Vergnügungen, ſelbſt ſeine Vergeudung der Jugend. So ſtrebte auch Randal weniger nach Audley Egerton's Ruf, als er Audley

Egerton's Reichthum und Pracht begehrte, seine fürstliche Haushaltung und sein Castle Stackreal auf dem Grosvenor Square. Es war das Unglück seiner Geburt, diesen beiden Vermögen so nahe zu sein — nahe dem der Leslie, als das zukünftige Haupt dieses gesunkenen Hauses — nahe selbst dem von Hazeldean, da, wie wir schon früher gesehen haben, wenn der Squire keinen Sohn gehabt hätte, Randal's Abstammung von den Hazeldean's ihn zur Beerbung dieser ausgedehnten Ländereien berechtigt haben würde. Die meisten jungen Männer, die in vertraute Berührung mit Audley Egerton gekommen wären, würden für diesen Mann eine gewisse ehrerbietige und bewundernde — wenn nicht selbst liebevolle — Achtung gefühlt haben; denn es lag etwas Großartiges in Egerton — etwas, das die Jugend beherrscht und bezaubert.

Sein entschiedener Muth, sein fester Wille, seine fast königliche Freigebigkeit, welche seine fast strenge Einfachheit in persönlichen Gewohnheiten noch mehr hervorhob; — seine seltene und dem Anscheine nach unwillkürliche Fähigkeit, Frauen für sich zu gewinnen, die jeder Huldigung schon müde waren, und selbst die hartnäckigsten überreden zu können — Alles dieses diente dazu, den praktischen Mann mit dem Zauber zu umgeben, der sich sonst gewöhnlich nur auf den idealischen beschränkt. Audley Egerton war aber auch allerdings ein Ideal — das Ideal des Praktischen — nicht blos die gewöhnliche betriebsame Maschine kleinlicher Geschäfte, sondern der Mann strenger Vernunft — mit unbeugsamer Thatkraft für bestimmte irdische Zwecke ausgeübt. In einer verderbten Regierungsform, in einer dahinsinkenden Monarchie, oder in einer demoralisirten Republik hätte Audley Egerton ein sehr gefährlicher Bürger werden

können, weil ſein Ehrgeiz ſo entſchieden, und ſein Urtheil über ſeine Zwecke ſo klar war. In England liegt aber etwas im Staatsleben, was die wirklich ehrgeizigen Männer zur Behauptung ihrer Ehre zwingt; es ſei denn, daß ſie keinen klaren und ungetrübten Blick haben. Es iſt in England ſo nothwendig, ein Gentleman zu ſein, und ſo wurde denn auch Egerton in jeder Beziehung dafür gehalten. In andern Dingen hatte er wenig Stolz, und dem Anſcheine nach keine große Empfindlichkeit; aber berührte man ihn in Beziehung auf den Gentleman, dann war keiner ſo empfindlich und ſo ſtolz, wie er. Als Randal ihn genauer kennen lernte, und ſeine Stimmungen mit den Luchsaugen des Hausſpions beobachtete, konnte er bemerken, daß dieſer harte, mechaniſche Mann Anfällen von Schwermuth, ſelbſt von Düſterheit, unterworfen war, und obgleich ſie nicht lange anhielten, lag doch ſelbſt in ſeiner gewöhnlichen Kälte ein Beweis von etwas gedrücktem, verborgenem Schmerzlichen, das tief in ſein Gedächtniß eingeprägt zu ſein ſchien. Dies würde die Theilnahme eines dankbaren Herzens erregt haben; aber Randal beobachtete es nur als die Löſung zu irgend einem Geheimniſſe, welches zu erfahren ihm Nutzen bringen könne; denn Randal Leslie haßte Egerton, und um ſo mehr, weil trotz allem ſeinem Bücherwiſſen, und ſeiner Eitelkeit auf ſeine eigenen Talente, er ſeinen Gönner nicht verachten konnte, weil es ihm noch nicht gelungen war, ihn zu ſeinem Werkzeuge oder zur Leiter zu ſeinem Glücke zu machen, die er dann zurückſtoßen könne; — denn er glaubte, Egerton's ſcharfer Blick durchſchaue ſein ränkevolles Herz, ſelbſt während der Miniſter, trotz ſeiner tiefen Verachtung, dem Schützling behilflich ſei. Doch dieſer Argwohn war unbegründet. Egerton hatte Leslie's verderbten und verrätheriſchen

Charakter nicht erkannt. Er mochte andere Gründe haben, um ihn in einer gewiſſen Entfernung zu halten; aber er erforſchte zu wenig die Geſinnungen Randal's gegen ſich, um an der Anhänglichkeit eines jungen Mannes, der ihm ſo viel verdankte, oder an ſeiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Was aber, mehr wie alles Andere, Randal gegen Egerton erbitterte, war die abſichtliche und entſchiedene Offenheit, womit der Letztere mehr wie einmal die gehäſſige Ankündigung wiederholt hatte, Randal habe nichts zu erwarten von des Miniſters Teſtamente; nichts von jenem Reichthume, der in den gierigen Augen des armen Erben der Leslie's von Rood erglänzte. Wem konnte denn Egerton beabſichtigen, ſein Vermögen zu hinterlaſſen? Wem anders, wie Frank Hazeldean. Doch Audley beachtete ſeinen Neffen ſo wenig, er benahm ſich ſo gleichgiltig gegen ihn, daß dieſe Unterſtellung, ſo natürlich ſie auch ſein mochte, dem Zweifel ausgeſetzt zu ſein ſchien. Die Schlauheit Randal's ward in Verwirrung geſetzt. Je weniger er von dem Vermögen Egerton's zu erwarten hatte, um ſo mehr ſann er nach über die Möglichkeit, Frank aus der Erbſchaft von Hazeldean zu verdrängen, und ihn wenigſtens eines Theils derſelben, wenn auch nicht des Ganzen, zu berauben.

Jedem, der weniger hinterliſtig und gewiſſenlos geweſen wäre, wie Randal Leslie es mit jedem Tage mehr und mehr wurde, möchte ein ſolches Unterfangen als eine thörichte Täuſchung erſchienen ſein; aber es lag etwas Schreckliches in der Art, wie dieſer junge Mann das Wiſſen zur Macht zu benutzen ſuchte, und das Studium der Schwächen Anderer für ſeine Zwecke zu verwenden wußte. Er ſchmeichelte ſich in Frank's Vertrauen ein, er erfuhr

von ihm alle Eigenthümlichkeiten der Denkart und des Charakters des Squire, und erwog sorgfältig jedes Wort in den Briefen des Vaters, welche der Sohn allmälig sich angewöhnte, den argliſtigen Blicken ſeines Freundes zu zeigen. Randal bemerkte, daß der Squire zwei Eigenſchaften habe, die man bei Gutsbeſitzern häufig findet, und die als Hilfsgenoſſen zur Bekämpfung ſeiner warmen, väterlichen Liebe dienen konnten. Erſtens liebte der Squire ſein Beſitzthum, als ſei es ein lebendes Weſen und ein Theil von ſeinem eigenen Fleiſch und Blut, und in ſeinen Ermahnungen an Frank über die Sünde der Verſchwendungsſucht ließ der Squire immer dieſe Vorliebe durchblicken. — „Was ſollte aus dem Gut werden, wenn es in die Hände eines Verſchwenders geriethe? — Mit Hazeldean dürfe Niemand ſein Spiel treiben, davor möge Frank ſich hüten ꝛc.“ Zweitens, — der Squire liebte nicht allein ſeine Ländereien, er war auch eiferſüchtig auf ſie — mit jener Eiferſucht, welche bisweilen ſelbſt die zärtlichſten Väter gegen ihre natürlichen Erben hegen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Frank auf ſeinen Tod rechnen möge, und er ſchloß ſelten einen Ermahnungsbrief, ohne die Andeutung zu wiederholen, daß Hazeldean kein Fideicommiß ſei; daß er für den Fall des Lebens und des Todes darüber beſtimmen könne, wie er wolle. Drohungen dieſer Art verletzten und erbitterten Frank mehr, als daß ſie ihn eingeſchüchtert hätten; denn der junge Mann war von edlem und offenem Charakter, und daher immer mehr geneigt zu Unvorſichtigkeiten, wenn Eigennutz und Selbſtſucht bei ihm vorausgeſetzt wurde, als wolle er zeigen, daß ſolche Rückſichten am wenigſten auf ihn einwirken könnten.

Mittelſt derartiger Blicke in den Charakter des Vaters und

des Sohnes glaubte Randal einen Schimmer von Tageslicht für seine eigenen Absichten auf die Ländereien von Hazeldean zu entdecken. Vorläufig schien es ihm offenbar zu sein, daß, wie es sich auch gestalten möge, sein eigenes Wohl nicht beeinträchtigt, vielmehr gefördert werden könne durch Alles, was dazu beitrage, den Squire seinem natürlichen Erben zu entfremden. Demgemäß regte er Frank — aber mit vollendetem Tacte — zu den Handlungen an, die am meisten darauf berechnet waren, den Squire zu entrüsten, indem er sich zugleich fortwährend den Anschein gab, als rathe er zum Gegentheile, und sich nie an einer der Thorheiten betheiligte, zu denen er seinen unbedachtsamen Freund veranlaßte. Er bediente sich hiebei meist Anderer, indem er Frank mit solchen bekannt machte, die am gefährlichsten für die Jugend waren: entweder wegen des Witzes, der die Vorsicht verlacht, oder in Folge der vorübergehenden Pracht, die sich eine Zeit lang so leicht zu behaupten weiß, indem sie Wechsel ausstellt, für die sich Freunde mit guten Aussichten verbürgen müssen.

Der Minister und sein Schützling saßen beim Frühstücke; der Erste las die Zeitung, der Letztere blickte in seine Briefe; denn Randal war jetzt zu solcher Stellung und Bedeutsamkeit gelangt, daß er viele Briefe erhielt, — ja sogar Dreiecke und phantastisch verzierte Billets. — Egerton stieß einen Ausruf aus, und legte die Zeitung hin. Randal blickte von seiner Correspondenz auf. Der Minister war in eine seiner zerstreuten Träumereien versunken.

Nach langem Stillschweigen sagte Randal, da er bemerkte, daß Egerton die Zeitung nicht wieder zur Hand nahm: „Hm! — Sir, ich erhielt ein Billet von

Frank Hazeldean, der mich zu ſprechen wünſcht; — ſein Vater iſt unerwartet angekommen."

„Was führte ihn hierher?" fragte Egerton, noch immer zerſtreut.

„Es ſcheint, daß dunkle Gerüchte von des armen Frank Verſchwendungsſucht zu ihm gelangt ſind, und Frank ſcheut ſich, oder ſchämt ſich, ihm entgegenzutreten."

„Ah! — Verſchwendungsſucht iſt ein großer Fehler für die Jugend! — Sie beraubt ſie der Unabhängigkeit, macht ſie für die Zukunft zu Sclaven, oder richtet ſie zu Grunde. — Ein ſehr großer Fehler! — Und was bedarf die Jugend, daß ſie verſchwenderiſch ſein ſollte? — Hat ſie nicht Alles ſchon dadurch, daß ſie vorhanden iſt? — Die Jugend iſt Jugend — was bedarf ſie mehr?"

Egerton erhob ſich, indem er dies ſagte, ging an ſeinen Schreibtiſch, und las ebenfalls ſeine Briefe. Randal nahm die Zeitung, und bemühte ſich, aber vergebens, aufzufinden, was den Ausruf des Miniſters und die darauf folgende Zerſtreutheit veranlaßt habe.

Egerton wendete ſich plötzlich in ſeinem Lehnſtuhle um: „Wenn Sie die „Times" geleſen haben, ſo ſein Sie ſo gut, und legen Sie ſie hierhin."

Randal hatte dies eben gethan, als man ein Klopfen an der Hausthüre vernahm, und gleich darauf trat Lord l'Eſtrange mit etwas ſchnellerem Schritt, und mit heiterer Miene, wie gewöhnlich, in das Zimmer ein.

Audley legte ſeine Hand, wie mechaniſch, auf die Zeitung — auf jene Stelle, die den Geburtsanzeigen, Todesfällen und Heiratsverkündigungen gewidmet iſt. Randal ſtand daneben, und beobachtete dies aufmerkſam; dann verbeugte er ſich vor l'Eſtrange und verließ das Zimmer.

„Audley," ſagte l'Eſtrange, „ich hatte ein Abenteuer, ſeitdem ich Sie zuletzt ſah — ein Abenteuer, das mir die Vergangenheit zurückrief, und Einfluß auf meine Zukunft haben kann."

„Wie ſo?"

„Zuvörderſt begegnete ich einem Verwandten der — der — der Avenel's."

„Wirklich! — Wem? — Richard Avenel?"

„Richard — Richard — wer iſt das? — Ah, ich erinnere mich: der wilde Knabe, der nach Amerika ging; aber damals war ich noch ein Kind."

„Dieſer Richard Avenel iſt jetzt ein reicher, angeſehener Kaufmann, und in dieſer Zeitung las ich ſo eben die Anzeige ſeiner Vermählung — mit einer ehrenwerthen Miſtreß M'Catchley. — Gut; in England ſollte Niemand mehr ſtolz ſein auf ſeine Geburt."

„Sie ſprachen nicht immer ſo," erwiederte Harley mit traurigem und vorwurfsvollem Tone.

„Ich ſage auch jetzt nur ſo in Beziehung auf eine Miſtreß M'Catchley, nicht in Beziehung auf den Erben der l'Eſtrange's. Aber nichts mehr von dieſen — dieſen Avenel's."

„Doch — noch mehr von Ihnen. — Ich ſage Ihnen, ich bin einem ihrer Verwandten begegnet — einem Neffen von — von ...."

„Von Richard Avenel," unterbrach ihn Egerton, und dann fügte er in jener langſamen, bedächtigen Art hinzu, wie er öffentlich zu ſprechen pflegte: „Richard Avenel, der Kaufmann! Ich ſprach ihn einmal; es iſt ein anmaßender, unausſtehlicher Mann!"

„Der Neffe hat dieſe Fehler nicht. Er iſt ein hoffnungs-

voller junger Mann; bescheiden, und doch stolz. — Und sein Gesicht — o Egerton; er hat ihre Augen.»

Egerton erwiederte nichts, und Harley fuhr fort:

»Ich beabsichtigte, ihn Ihrer Sorgfalt anzuvertrauen. Ich wußte, daß Sie sich seiner annehmen würden.»

»Ich will es. Bringen Sie ihn zu mir,» versetzte Egerton bereitwillig. »Ich will für ihn thun, was ich vermag, um Ihnen zu beweisen, wie gern ich Ihre Wünsche erfülle.»

Harley drückte herzlich die Hand seines Freundes.

»Ich danke Ihnen verbindlichst; der Audley aus meiner Knabenzeit spricht jetzt. Aber der junge Mann hat sich anders entschieden, und ich tadle ihn deshalb nicht. Es freut mich vielmehr, daß er eine Laufbahn wählte, in welcher er zwar Mühseligkeiten finden, aber doch der Abhängigkeit entgehen wird.»

»Und diese Laufbahn ist?»

»Die Literatur!»

»Die Literatur!» wiederholte der Staatsmann. »Bettelei! — Nein, nein, Harley; dies ist wieder Ihre thörichte Romantik.»

»Es wird keine Bettelei sein, und es ist nicht meine Romantik; es ist die des Jünglings. Lassen Sie ihn nur gewähren; ich werde mich seiner annehmen. Er ist von ihrem Blute, und ich sagte Ihnen schon, daß er ihre Augen hat.»

»Aber Sie reisen in's Ausland; lassen Sie mich wissen, wo er ist, und ich will über ihn wachen.»

»Und einen echten Ehrgeiz durch einen falschen in Versuchung führen? — Nein! — Sie sollen nichts von ihm erfahren, bis er sich selbst bekannt macht. Ich denke, das wird ihm gelingen.»

Audley ſann einen Augenblick nach; dann ſagte er: „Gut; Sie haben vielleicht Recht. Die Unabhängigkeit iſt allerdings, wie Sie ſagen, ein großer Segen, und mein Ehrgeiz hat mich nicht beſſer oder glücklicher gemacht.“

„Und doch verlangen Sie von mir, mein armer Audley, daß ich ehrgeizig ſein ſoll?“

„Ich wünſche nur, daß Sie Troſt finden mögen!“ erwiederte Egerton mit theilnehmendem Tone.

„Ich will mich bemühen, ihn zu finden, und mit Hilfe eines mildern Mittels, wie das Ihrige iſt. — Ich ſagte Ihnen, mein Abenteuer könne vielleicht Einfluß auf meine Zukunft haben; es machte mich nicht allein mit dem jungen Manne bekannt, deſſen ich erwähnte, ſondern auch mit dem reizendſten, gefühlvollſten Kinde — einem Mädchen.“

„Iſt dieſes Kind auch eine Avenel?“

„Nein; ſie iſt von beſſerer Herkunft — die Tochter des Capitäns Digby, für den ich Sie um eine Stelle bat. Er iſt geſtorben, und vor ſeinem Tode hatte er meinen Namen auf den Lippen. Er wünſchte ohne Zweifel, daß ich der Vormund ſeiner Tochter ſein möge. Ich will es, und ich habe doch jetzt endlich einen Zweck in meinem Leben.“

„Aber beabſichtigen Sie wirklich, dieſes Mädchen mit ſich in's Ausland zu nehmen?“

„Ja!“

„Und ſie in Ihrem eigenen Hauſe wohnen zu laſſen?“

„Etwa ein Jahr, ſo lange ſie noch ein Kind iſt; dann will ich ſie irgendwo anders unterbringen.“

„Sie könnten ſich in Sie verlieben. — Werden Sie Gegenliebe finden? — werden Sie nicht Dankbarkeit für Liebe halten? — Es iſt ein ſehr gefährliches Unternehmen.“

„So war auch das Wilhelms des Normannen — und

dennoch wurde er Wilhelm der Eroberer. Sie forderten mich auf, der Vergangenheit mich zu entziehen, und Troſt zu ſuchen; aber Sie möchten mich zum Fortſchreiten unfähig machen — wie den Mauleſel in des Slawkenbergius Erzählung, der bei jedem Schritte ſtolpern mußte — mit Ihren verwünſchten Einwürfen. Nun, auf die Art können wir den ganzen Abend ſprechen vom — Glück! — Hören Sie mich an!" fuhr Harley fort, indem er einem Ausbruche ſeines phantaſtiſchen Humors den Zügel ſchießen ließ. „Einer der Söhne des Propheten in Iſrael fällte Bäume am Fluſſe Jordan. Seine Axt fuhr aus dem Stiele, und verſank auf dem Boden des Fluſſes. Er betete, um ſie wieder zu erhalten (bemerken Sie, es war dies nur eine beſcheidene Bitte), und da er einen ſtarken Glauben hatte, ſo warf er nicht die Axt nach dem Stiele, ſondern den Stiel nach der Axt. Es begaben ſich gleich darauf zwei große Wunder. Die Axt ſprang vom Boden des Waſſers empor, und fügte ſich wieder in ihren alten Bekannten, den Stiel. Wenn er nun gebetet hätte, er möchte in einem feurigen Wagen zum Himmel fahren, wie Elias; — reich ſein, wie Hiob; — ſtark, wie Simſon; — und ſchön, wie Abſalon — glauben Sie, daß es ihm gewährt worden wäre? Ich zweifle wirklich ſehr daran."

„Ich kann nicht begreifen, was Sie damit meinen. — Sie ſprechen tollen Unſinn!"

„Das iſt nicht meine Schuld. Legen Sie es Rabelais zur Laſt. Ich entnahm ihm die Geſchichte, und ſie findet ſich in ſeiner Vorrede zu den Capiteln über die Mäßigung der Wünſche. Will ich nun meine gemäßigten Wünſche in Betreff der Axt ausſprechen, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß ich vom Himmel nicht viel erflehe. Ich werfe nur den

Stiel nach der Art, die in den ſtillen Strom verſunken iſt. Ich bedarf die andere Hälfte des Werkzeuges, das klaftertief begraben liegt, und wegen deſſen Entbehrung die dichten Wälder an dem geheiligten Fluſſe mich mit Dunkelheit umgeben, ſo daß ich keinen Stern erblicken kann.»

»Mit deutlichen Worten,» ſagte Audley Egerton, »Sie bedürfen . . . .» er hielt verwirrt inne.

»Ich bedarf eines Zweckes, und meines frühern Charakters, und der Natur, die Gott mir verliehen hat. Ich bedarf der Hälfte meines Geiſtes, die mir abhanden gekommen iſt. Ich bedarf einer Liebe, die mir meine entſchwundenen Neigungen erſetzen kann. Machen Sie mir keine Einwendungen; — ich werfe nur mit dem Stiele nach der Art.»

Einundzwanzigſtes Capitel.

Als Randal Leslie Audley verlaſſen hatte, begab er ſich in Frank's Wohnung, und nachdem er mit dem jungen Gardeofficier etwa eine Stunde eingeſchloſſen geweſen war, ging er nach Limmer's Hôtel, und fragte nach Herrn Hazeldean. Er wurde in das Kaffeezimmer geführt, während der Aufwärter mit ſeiner Karte die Treppe hinaufſtieg, um zu ſehen, ob der Squire zu Hauſe ſei und den Beſuch annehmen wolle. Die „Times» lag auf einem der Tiſche; Randal nahm ſie, und durchlas mit großer Aufmerkſamkeit die Geburts- und Todesanzeigen, und die Heiratsverkündigungen. In dieſer langen und verſchiedenartigen Liſte vermochte er aber keinen Namen zu finden, der Herrn Egerton's Theilnahme hätte erregen können.

„Das iſt unangenehm,» murmelte er; „es gibt kein Wiſſen, das nützlicher für die Macht wäre, wie die Kenntniß der Geheimniſſe der Menſchen.»

Er wendete ſich um, als der Aufwärter wieder eintrat, und ihm berichtete, es würde Herrn Hazeldean Vergnügen machen, ihn zu empfangen.

Randal trat in das Zimmer; der Squire gab ihm die Hand, ſah aber nach der Thüre, als erwarte er noch Jemand, und ſein ehrliches Geſicht nahm einen verdrießlichen Ausdruck an, als die Thüre wieder zugemacht worden war, und er ſich überzeugt hatte, daß Randal ohne Begleitung gekommen ſei.

„Nun," ſagte er, „ich dachte, Ihr alter Schulgenoſſe Frank wäre mit Ihnen gekommen."

»Haben Sie ihn noch nicht geſehen, Sir?"

„Nein; ich kam heute Morgen in London an, und ſchickte nach ſeiner Caſerne, aber der junge Herr ſchläft nicht dort — hat eine eigene Wohnung; er ſchrieb mir niemals etwas davon. Wir ſind eine aufrichtige Familie, die Hazeldean's, und ich haſſe es, wenn mich jemand im Dunkeln läßt, — noch dazu mein Sohn."

Randal erwiederte nichts, machte aber ein trauriges Geſicht. Der Squire, der ſeinen Verwandten zum erſten Male ſah, hatte einen dunklen Begriff, daß es nicht höflich ſei, einen Fremden — wenn er auch verwandt mit ihm war — von ſeinen Familienangelegenheiten zu unterhalten, und er fuhr daher gutmüthig fort:

„Es freut mich ſehr, endlich Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, Herr Leslie. — Ich hoffe, Sie wiſſen, daß Sie gutes Hazeldean-Blut in Ihren Adern haben."

Randal, lächelnd: „Ich werde das ſo leicht nicht vergeſſen; es iſt der Ruhm unſeres Stammbaums."

Der Squire, herzlich: „Ich muß Ihnen noch einmal die Hand ſchütteln. Es fehlt Ihnen nicht an einem

Freunde, da mein vornehmer Stiefbruder ſich Ihrer angenommen hat; ſollten Sie aber je meiner Freundſchaft bedürfen, ſo iſt Hazeldean nicht ſehr weit von Rood entfernt. Mit den Angelegenheiten Ihres Vaters will es durchaus nicht gehen; es thut mir leid, denn ich glaube, ich hätte ihm einige Andeutungen über die Verbeſſerung ſeines Eigenthumes mittheilen können. Wenn er nur dieſe häßlichen Stellen unangebauten Landes bepflanzen wollte, mit Lerchenbäumen und Fichten, die bald Vortheil bringen, — und einige niedrig gelegene Ländereien würden ſich auch durch eine zweckmäßige Bewäſſerung leicht zu trefflichen Wieſen machen laſſen.»

Randal: »Mein armer Vater lebt ſehr zurückgezogen, und Sie können ſich darüber nicht wundern. Geſtürzte Bäume liegen ſtill, und ebenſo zurückgekommene Familien.»

Der Squire: „Zurückgekommene Familien können ſich wieder aufrichten, aber geſtürzte Bäume nicht.»

Randal: „Ach Sir! es bedarf oft der Thatkraft von Generationen, um die Sorgloſigkeit oder Verſchwendungsſucht eines einzigen Beſitzers wieder gut zu machen.»

Der Squire, mit düſterer Stimme: „Das iſt ſehr wahr. Frank iſt ſehr verſchwenderiſch, und behandelt mich dabei ſehr kalt. — Er kommt noch nicht, und es iſt ſchon bald drei Uhr. Uebrigens vermuthe ich, daß er Ihnen geſagt hat, wo ich bin, denn wir hätten Sie mich ſonſt auffinden können?»

Randal, zögernd: „Sir, er ſagte es mir, und um ganz aufrichtig gegen Sie zu ſein, es wundert mich nicht, daß er ſich noch nicht hat ſehen laſſen.»

Der Squire: „Wie ſo?»

Randal: „Wir ſind ſehr vertraut geworden.»

Der Squire: „Das ſchreibt er mir, und es freut mich

ſehr. Unſer Parlamentsmitglied, Sir John, ſagt mir, Sie ſeien ein ſehr talentvoller Mann; und dabei ſehr ſparſam und ordnungsliebend. Frank ſchreibt mir, er wünſche ſich Ihre Sparſamkeit, wenn er auch auf Ihre Talente nicht Anſpruch machen könne. — Frank hat ein gutes Herz," fügte der Vater etwas beſänftigt hinzu. „Aber Sir, Sie ſagten, es wundere Sie nicht, daß er nicht gekommen ſei, um ſeinen eigenen Vater zu bewillkommnen."

„Mein theurer Sir," erwiederte Randal, „Sie haben Frank geſchrieben, Sie hätten von Sir John und Andern von ſeinen Schulden gehört, und Sie ſeien nicht zufrieden mit ſeinen Antworten auf Ihre Briefe."

„Nun?"

„Dann kommen Sie plötzlich nach London."

„Nun?"

„Frank ſchämt ſich, vor Ihnen zu erſcheinen. Er iſt, wie Sie ſagen, verſchwenderiſch geweſen, und hat größere Ausgaben gemacht, wie ſeine Einnahmen geſtatten. Da er weiß, welche Achtung ich vor Ihnen hege, und wie ſehr ich ihm ſelbſt zugethan bin, ſo bat er mich, Sie auf ſein Geſtändniß vorzubereiten, damit Sie Ihm verzeihen möchten. Ich weiß, daß ich mir eine große Freiheit nehme. Ich habe nicht das Recht, zwiſchen Vater und Sohn zu vermitteln; aber glauben Sie mir, daß es in der beſten Abſicht geſchieht."

„Freilich!" verſetzte der Squire, der ſehr langſam ſeine Faſſung wieder gewann und offenbar ſchmerzlich erregt war; „ich wußte ſchon, daß Frank mehr ausgegeben hat, wie er ſollte; aber ich glaube, er hätte ſich keines Dritten bedienen ſollen, um mich nachſichtig zu machen. Entſchuldigen Sie — ich will Sie damit nicht verletzen. Wenn er

aber einer dritten Perſon bedurfte, konnte er ſich dann nicht an ſeine eigene Mutter wenden? — Was zum Teufel!" (er geräth in Harniſch) „bin ich ein Tyrann — ein Paſcha — daß mein eigener Sohn ſich fürchtet, mit mir zu ſprechen? Warte! du ſollſt mir dafür büßen."

„Entſchuldigen Sie, Sir!" erwiederte Randal, der ſich jetzt das Anſehen von Ueberlegenheit gab, welches höhere Geiſteskräfte ſo leicht durchführen und entſchuldigen. „Ich rathe Ihnen dringend, keinen Zorn über Frank's Vertrauen zu mir auszuſprechen. Jetzt habe ich Einfluß auf ihn. Was Sie auch von ſeiner Verſchwendungsſucht denken mögen, ich habe ihn von mancher thörichten Handlung abgehalten. Ein junger Mann wird einem Altersgenoſſen leichter Gehör ſchenken, wie ſelbſt den freundlichſten Ermahnungen älterer Perſonen. Ich ſpreche ſowohl in Ihrem Intereſſe, Sir, wie in dem Frank's. Laſſen Sie mich dieſen Einfluß über ihn behaupten, und machen Sie ihm keine Vorwürfe wegen des Vertrauens, das er mir zuwendet; ja, laſſen Sie ihn vielmehr glauben, daß ich den Unwillen, den Sie ſonſt gegen ihn gefühlt haben möchten, beſänftigt habe."

Es lag ſo viel geſunde Vernunft in dem, was Randal ſagte, und die Abſicht ſchien zugleich ſo uneigennützig zu ſein, daß die Menſchenkenntniß des Squire getäuſcht wurde.

„Sie ſind ein trefflicher junger Mann," ſagte er, „und ich bin Ihnen ſehr verpflichtet. Ich glaube auch, daß ſich alte Köpfe nicht gut auf junge Schüler ſetzen laſſen, und ich verſpreche Ihnen, Frank kein hartes Wort zu ſagen. — Der arme Junge wird ſehr betrübt ſein, und ich ſehne mich darnach, ihm die Hand zu ſchütteln. Sagen Sie ihm, er möge unbeſorgt ſein."

„Ah, Sir!“ entgegnete Randal mit erheuchelter Rührung, „Ihr Sohn hat wohl alle Urſache, Sie zu lieben, und es wird einem ſo freundlichen Gemüthe, wie das Ihrige iſt, ſchwer ſein, die gebührende Feſtigkeit gegen ihn zu behaupten.“

„O, ich kann feſt genug ſein!“ verſetzte der Squire, „beſonders wenn ich ihn nicht ſehe, den hübſchen Burſchen. — Er ſieht ſeiner Mutter ſehr ähnlich. — Finden Sie das nicht auch?“

„Ich habe ſeine Mutter noch nicht geſehen? Sir!“

„Wie? Sie haben meine Harry noch nicht geſehen? Sie müſſen uns bald beſuchen. Wir haben das Porträt Ihrer Großmutter als junges Mädchen, mit einem Schäferſtabe in der einen Hand und einer Lilie in der andern. Ich denke, mein Halbbruder wird doch geſtatten, daß Sie zu uns kommen?

„Gewiß, Sir! Wollen Sie ihn nicht beſuchen, da Sie in London ſind?“

„Nein! Er würde glauben, ich verlangte Etwas von der Regierung. Sagen Sie ihm, die Miniſter müßten ſich etwas beſſer benehmen, wenn ſie meine Stimme für ihr Parlamentsmitglied verlangten. — Doch ich ſehe, Sie ſind ungeduldig, und möchten Frank gern bald mittheilen, daß Alles vergeſſen und vergeben iſt. Kommen Sie, und ſpeiſen Sie mit ihm hier um ſechs Uhr, und laſſen Sie ihm ſeine Rechnungen mitbringen. O, ich werde ihm keine Vorwürfe machen!“

„Was das betrifft,“ ſagte Randal lächelnd, „ſo glaube ich — aber ich muß abermals um Entſchuldigung bitten — daß Sie es doch nicht zu leicht nehmen ſollten. So wie ich es für beſſer hielte, ihn wegen ſeiner ſehr

natürlichen und lobenswerthen Scham, weil er vor Ihnen nicht erscheinen wollte, nicht zu tadeln, — glaube ich andererseits auch, daß Sie nichts thun sollten, was diese Scham vermindern könnte; sie wird ihn gewiß von Vielem abhalten. Wenn Sie es daher über sich gewinnen könnten, sich wegen seiner Verschwendungssucht zornig gegen ihn zu stellen, so möchte dies zweckmäßig sein."

„Sie sprechen wie ein Buch; und ich will es versuchen."

„Wenn Sie zum Beispiele drohten, Sie wollten ihn aus der Armee zu sich auf das Land nehmen, so möchte dies von guter Wirkung sein."

„Wie? — würde er es für eine so große Strafe halten, wenn er nach Hause käme, und bei seinen Eltern lebte?"

„Das will ich gerade nicht sagen; aber es gefällt ihm so in London. In seinem Alter, und da er ein so bedeutendes Vermögen zu erwarten hat, ist dies auch ganz natürlich."

„Vermögen?" versetzte der Squire mürrisch, „Vermögen? — Ich hoffe, daß er daran nicht denkt. Zum Henker! ich habe eben so gut ein Leben, wie er Vermögen! — Das Casino ist allerdings Fideicommiß, aber über alles Uebrige kann ich frei verfügen, Sir. — Ich könnte die Ländereien von Hazeldean meinem Hirten hinterlassen, wenn ich wollte."

„Mein theurer Sir, ich beabsichtigte keineswegs, anzudeuten, daß Frank den unnatürlichen und abscheulichen Gedanken an Ihren Tod hegen könne, und Alles, was rathsam sein möchte, ist, daß er sich sobald als möglich die Hörner abstoße, dann sich verheirate, und sich auf dem Lande niederlasse. Es wäre jammerschade, wenn seine städtischen Gewohnheiten und Neigungen ihm zur zweiten

Natur würden — dies möchte sehr traurig für das Gut Hazeldean sein. — Ich fühle mich zu demselben hingezogen," fügte Randal lachend hinzu, „da meine Großmutter von dort abstammt. Bemühen Sie sich daher nur, sich zornig zu stellen, und murren Sie ein wenig, wenn Sie die Rechnungen bezahlen."

„Ah, seien Sie unbesorgt!" erwiederte der Squire im festen Tone, und mit sehr verändertem Wesen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Andeutungen, Sir." — Seine kräftige Hand zitterte etwas, als er sie Randal reichte.

Als Randal Limmer's Hôtel verlassen hatte, eilte er nach Frank's Wohnung in der St. James-Straße. „Mein theurer Freund," sagte er, als er eintrat, „es ist ein Glück, daß ich mich entschloß, Ihren Vater auf Alles vorzubereiten. Sie waren nicht ohne Grund besorgt, daß er heftig sein werde; aber es ist mir gelungen, ihn zu besänftigen. Sie dürfen hoffen, daß er Ihre Schulden bezahlen wird."

„Ich habe nie daran gezweifelt," erwiederte Frank erröthend; „ich fürchtete nur seinen Zorn. Aber ich fürchte wirklich seine Freundlichkeit und Güte noch mehr. Wie unbedachtsam bin ich gewesen! — Doch dies soll mir eine Lehre sein. Sind meine Schulden bezahlt, so will ich so sparsam werden, wie Sie."

„Sie haben Recht, Frank. Ich muß gestehen, ich fürchte fast, wenn Ihr Vater die ganze Summe erfährt, wird er vielleicht eine Drohung ausführen, die Ihnen sehr unangenehm sein möchte."

„Welche Drohung?"

„Ihre Stelle in der Garde zu verkaufen, und Sie von London zu entfernen."

„Den Teufel auch!“ ſagte Frank mit Nachdruck. „Das hieße ja mich wie ein Kind behandeln!“

„Es würde Sie freilich ſehr lächerlich bei Ihren Freunden machen, die nicht große Liebhaber des Landlebens ſind. Auch gefallen Sie ſich in London, und ſind ſo beliebt hier.“

„Sprechen Sie nicht mehr davon!“ erwiederte Frank, der unruhig im Zimmer auf und ab ging.

„Vielleicht möchte es gut ſein, wenn Sie nicht gleich alle Ihre Schulden angeben. Nennten Sie nur etwa die halbe Summe derſelben, ſo würden Sie mit einer Ermahnung Ihres Vaters davonkommen, und ich zittere wirklich, wenn ich daran denke, was es für Folgen haben könnte, wenn Sie Alles eingeſtänden.“

„Aber wie ſoll ich die andere Hälfte bezahlen?“

„O, Sie müſſen von Ihrer Zulage ſparen; — ſie iſt bedeutend, und die Handelsleute ſind keine ungeſtümen Mahner.“

„Nein; freilich nicht, — aber die verwünſchten Wechſel.“

„Einem jungen Manne von Ihren Ausſichten werden ſie immer erneuert, — und wenn ich eine Stelle erhalte, ſo kann ich Ihnen aushelfen, mein theurer Frank!“

„Ach Randal! ich könnte mich nie entſchließen, Ihre Freundſchaft ſo in Anſpruch zu nehmen!“ erwiederte Frank herzlich. „Es kommt mir aber doch unedel und als eine Art Lüge vor, wenn ich den wirklichen Zuſtand meiner Angelegenheiten verheimlichen wollte. Ich würde von keinem Andern dieſen Rath angenommen haben, aber Sie ſind ein ſo vernünftiger und ehrenwerther junger Mann ....“

„Nach ſo ſchmeichelhaftem Lobe weiche ich vor der Verantwortlichkeit meines Rathes zurück. — Aber abgeſehen von Ihrem eigenen Intereſſe, würde es mich freuen, Ihrem

Vater den Schmerz zu erſparen, den er fühlen möchte, wenn er die ganze Summe der Schulden, in welche Sie gerathen ſind, plötzlich erführe. Wenn dies Ihnen zugleich die Nothwendigkeit auferlegte, zu ſparen, das Spiel aufzugeben und ſich nicht für Andere zu verbürgen, — ſo würde es gut ſein. Es wäre auch wirklich hart für Herrn Hazeldean, wenn er allein der leidende Theil ſein ſollte, und es iſt nicht mehr als billig, als daß Sie die Hälfte Ihrer Laſt ſelbſt tragen.“

„Allerdings, Randal, das iſt mir noch nicht eingefallen. Ich will Ihren Rath befolgen, und jetzt gleich zu Limmer's gehen. Mein theurer Vater! — Er ſieht doch wohl aus?“

„O, ſehr wohl! Es iſt ſolch ein Unterſchied gegen die bleichen Londoner. — Ich glaube aber, es wäre beſſer, wenn Sie erſt zum Mittageſſen zu ihm gingen. Er hat mich auch um ſechs Uhr eingeladen. Ich will vorher zu Ihnen kommen, und wir können zuſammen gehen. Das wird viel gêne und Zwang verhindern. Leben Sie wohl bis dahin! — Ha! beiläufig geſagt, ich glaube, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich die Sache nicht ſo ernſt und reuig nehmen. Sie wiſſen, ſelbſt die beſten Väter halten gern ihre Söhne unter dem Daumen, wie man zu ſagen pflegt. Wenn Sie in Ihrem Alter Ihre Unabhängigkeit zu behaupten wünſchen, und ſich nicht auf dem Lande wollen begraben laſſen, wie ein Schulknabe, den man wegen ſeiner Unarten beſtraft, ſo möchte etwas Männlichkeit des Benehmens nicht am unrechten Orte ſein. Sie können ſich es ja überlegen.“

Das Mittageſſen bei Limmer's hatte einen ganz andern Verlauf, als zu erwarten ſtand. Randal's Worte waren tief in das Gemüth des Squire geſunken, und hatten dort feſte Wurzeln gefaßt. Dieſer Eindruck verlieh ſeinem

Benehmen einige Kälte, welche dem herzlichen, edelmüthigen, zur Verzeihung geneigten Antriebe entgegentrat, womit er nach London gekommen war, und den selbst Randal durch sein Dazwischentreten nicht ganz verscheucht hatte. Andererseits erschien Frank — sowohl in dem Bewußtsein seiner Befangenheit, als auch in dem Bestreben, die Sache nicht zu ernst zu nehmen — dem Squire gefühllos und undankbar.

Nach dem Essen wurde der Squire schweigsam, und Frank verlegen. Beide fühlten sich befangen durch die Gegenwart eines Dritten, bis Randal — mit einer Gewandtheit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre — selbst das Eis brach, und es so einzuleiten wußte, daß er den von ihm selbst auferlegten Zwang beseitigte, und endlich Jeder von Beiden herzlich froh war, daß durch seinen Tact und seine Geschicklichkeit die Angelegenheit kurz und bestimmt erledigt wurde.

Frank's Schulden waren eigentlich nicht so bedeutend, und als er die Hälfte derselben — mit verschämt niedergeschlagenem Blicke — nannte, stand der angenehm überraschte Squire schon im Begriffe, sich mit einer Nachsicht auszusprechen, die ihm das treffliche Herz seines Sohnes ganz eröffnet haben würde, doch ein warnender Blick Randal's hielt ihn zurück, und der Squire hielt es für angemessen, wie er versprochen hatte, einen Zorn zu erheucheln, den er nicht fühlte, und die unglückliche Drohung fallen zu lassen: für Einmal wolle er es übersehen, daß Frank seine Einnahmen überschritten habe; wenn er aber in Zukunft nicht vernünftiger sei, und sich durch Londoner Stutzer und Gauner verführen lasse, so müsse er seine Stelle in der Garde aufgeben, nach Hause kommen, und sich der Landwirthschaft widmen.

Frank erwiederte unvorsichtig: „O Vater! ich habe nicht Lust zur Landwirthschaft; und in meinem Alter wird auch — besonders da ich London kennen gelernt habe — das Landleben schrecklich langweilig für mich sein.“

„Aha!“ versetzte der Squire sehr grimmig (und er steckte einige Extra-Banknoten, die er den bereits aufgezählten hinzuzufügen in Versuchung gewesen war, wieder in sein Taschenbuch). „Das Landleben ist schrecklich langweilig, nicht wahr? — Man vergeudet dort das Geld nicht auf Thorheiten und Laster, sondern man verwendet es, um ehrliche Arbeiter zu beschäftigen, und den Reichthum der Nation zu vermehren. Es sagt dir nicht zu, Geld auf solche Art auszugeben; es ist dir zuwider, daß du je mit solchen Pflichten belästigt werden könntest.“

„Mein theurer Vater!“

„Schweig, du Puppe! — O, ich kann mir es schon denken; wenn du Hazeldean hättest, würdest du die Eichen niederhauen lassen, und Capitalien aufnehmen, — das Gut vielleicht sogar verkaufen, — Alles auf einen Wurf im Spiele setzen! — Aha! — sehr gut; — das Landleben ist schrecklich langweilig; nicht wahr? — Ei, so bleibe doch in London!“

„Mein theurer Herr Hazeldean,“ sagte Randal schmeichelnd, und als wünsche er in einen Scherz zu verwandeln, was Ernst zu werden drohte, „Sie müssen einen übereilten Ausdruck nicht so wörtlich nehmen. Sie möchten Frank fast so schlimm machen, wie den Lord A**, welcher seinem Verwalter schrieb, er möge noch mehr Holz hauen lassen, und als dieser erwiederte: „auf dem ganzen Gute sind nur noch drei Wegweiser,“ zurückschrieb: »die sind jedenfalls ausgewachsen — nieder mit ihnen!“ Sie kennen ja wohl

den Lord A**, Sir? er ist so witzig, und — Frank's vertrauter Freund.»

„Dein vertrauter Freund, Frank? — Das sind mir schöne Freunde!“ und der Squire knöpfte die Tasche mit entschiedener Miene zu, in die er sein Taschenbuch mit den Banknoten zurückgesteckt hatte.

„Aber ich bin auch sein Freund,“ bemerkte Randal, „und ich lasse es an Ermahnungen nicht fehlen, das kann ich Ihnen versichern.“ Dann begann er — als wolle er aus Zartgefühl den Gegenstand des Gespräches verändern — Fragen über landwirthschaftliche Angelegenheiten zu stellen. Er sprach mit Eifer und mit Wahl, aber zugleich mit jener Bescheidenheit, die einer großen praktischen Autorität sich unterwirft. Randal hatte einige Stunden dieses Tages damit zugebracht, aus landwirthschaftlichen Zeitschriften und parlamentarischen Berichten sich Kenntnisse in dieser Beziehung zu sammeln, und es war ihm — wie es mit allen geübten Lesern der Fall sein wird — gelungen, in einigen Stunden mehr zu lernen, wie Mancher, der an wissenschaftliche Beschäftigung nicht gewöhnt ist, aus Büchern in einem Jahre lernen könnte. Der Squire war erstaunt und erfreut über die Kenntnisse des jungen Mannes, und über den Eifer, den er solchen Gegenständen zuwendete.

„Ich überzeuge mich,“ sagte er mit einem zornigen Blick auf den armen Frank, „daß Sie gutes Hazeldean-Blut in Ihren Adern haben, und auch die Bohnen von den Rüben zu unterscheiden wissen.“

Randal erwiederte unbefangen: „Ich bilde mich für das Staatsleben aus, Sir, und was ist ein Staatsmann werth, wenn er nicht die Landwirthschaft seines Vaterlandes zu beurtheilen weiß?“

„Ja wohl; — was ist er dann werth? — Stellen Sie diese Frage meinem Halbbruder, nebst meinem Compliment. Welchen Unsinn hat er gestern Abend über die Malztaxe gesprochen!"

„Herr Egerton hat an so viel andere Dinge zu denken, daß wir seine Unkunde über einen einzelnen Gegenstand — wie wichtig er auch sein möge — entschuldigen müssen. Bei seinen Geistesfähigkeiten muß er sich früher oder später diese Kenntnisse auch erwerben, denn er strebt nach Macht, und — das Wissen ist Macht!"

„Sehr wahr; — ein sehr schöner Spruch!" sagte der arme Squire arglos, während Randal's Blick auf Herrn Hazeldean's offenem Gesichte verweilte, und dann auf Frank hinüberglitt, der traurig und verlegen aussah.

„Ja," wiederholte Randal, „das Wissen ist Macht!" und er nickte weise mit dem Kopfe, indem er seinem Wirthe die Flasche hinschob.

Als der Squire, der am nächsten Morgen nach Hazeldean zurückzukehren beabsichtigte, von Frank Abschied nahm, erwärmte sich jedoch sein Herz gegen seinen Sohn, und noch mehr, weil dieser so niedergeschlagen aussah. Es lag nicht in Randal's Plan, die Entfremdung zwischen beiden gleich anfangs und in seiner Gegenwart zu stark werden zu lassen.

„Sprechen Sie jetzt freundlich mit dem armen Frank, Sir," flisterte er, als er die feuchten Augen des Squire bemerkte, der nach dem Fenster zuging.

Der Squire folgte gern seinem eigenen Antriebe, reichte seinem Sohne die Hand und sagte: „Mein theurer Frank, sei nicht so traurig, — es war ja nur eine Kleinigkeit. Denke nicht mehr daran!"

Frank nahm die Hand, und umſchlang plötzlich die breite Schulter ſeines Vaters.

„O Vater, du biſt zu gut — zu gut!“ Seine Stimme zitterte ſo, daß Randal unruhig wurde, zu ihm trat, und ihn bedeutſam anſtieß.

Der Squire drückte ſeinen Sohn an ſein Herz — ein ſo großes Herz, daß es den ganzen Raum ſeiner Bruſt hätte ausfüllen können.

„Mein theurer Frank,“ ſagte er, halb ſtotternd, „es iſt nicht des Geldes wegen; — aber ſiehſt du — deine arme Mutter grämt ſich ſo darüber. — Du mußt in Zukunft behutſamer ſein; — übrigens wird ja doch dereinſt Alles dein Eigenthum — du mußt nur nicht darauf rechnen — das könnte ich nicht ertragen — nein; gewiß nicht!“

„Darauf rechnen?“ erwiederte Frank. „O Vater, kannſt du das von mir glauben?“

„Es freut mich ſehr, daß ich einigen Antheil an Ihrer vollkommenen Ausſöhnung mit Herrn Hazeldean hatte,“ ſagte Randal, als er mit Frank aus dem Hôtel ging; „ich bemerkte, daß Sie entmuthigt waren, und ich bat ihn, freundlich mit Ihnen zu ſprechen.“

„Wirklich? — Ah! es thut mir leid, daß Sie ihn darum bitten mußten.“

„Ich kenne ſeinen Charakter ſchon ſo gut,“ erwiederte Randal, „daß ich mir ſchmeichle, das Verhältniß zwiſchen Ihnen immer ſo zu erhalten, wie es ſein ſollte. Was für ein vortrefflicher Mann iſt er!“

„Der beſte Mann von der Welt,“ ſagte Frank in herzlichem Tone, und dann fügte er mit zitternder Stimme hinzu: „Dennoch habe ich ihn getäuſcht. Ich hätte Luſt, wieder zu ihm zurückzukehren.“

„Und ihm zu ſagen, er möge Ihnen zweimal ſo viel Geld geben, wie Sie verlangt hatten? Er würde glauben, Sie hätten ſich nur ſo gerührt gezeigt, um Ihre Zwecke zu erreichen. Nein, nein, Frank — ſparen Sie; — legen Sie zurück; — richten Sie ſich ökonomiſch ein; — und dann theilen Sie ihm mit, daß Sie Ihre Schulden zur Hälfte ſelbſt bezahlt haben. Darin liegt etwas Erhabenes.“

„Ja; ich ſehe es auch ein. Ihr Herz iſt ſo gut, wie Ihr Kopf. — Gute Nacht!“

„Gehen Sie ſo früh nach Hauſe? — Haben Sie keine Einladung?“

„Keine, der ich jetzt Folge leiſten möchte.“

„Gute Nacht!“

Sie trennten ſich, und Randal ging in einen Modeclub. Er trat an einen Tiſch, an welchem drei bis vier junge Männer (jüngere Söhne, die im glänzendſten Style lebten, aber der Himmel mochte wiſſen, auf welche Art) noch bei ihrem Weine ſaßen.

Leslie hatte wenig Gemeinſames mit dieſen Herren, aber er zwang ſeine Natur, ſich ihnen angenehm zu machen, und zwar in Folge eines ſehr trefflichen Rathes, den Audley Egerton ihm gegeben hatte.

„Suchen Sie ſich bei den Stutzern immer beliebt zu erhalten,“ ſagte der Staatsmann. „Mancher verfehlt ſein Leben, weil die albernen Burſchen, die durch ein freundliches Wort ſeine Anhänger geworden wären, ihn lächerlich machen. — Was Sie auch werden mögen, vermeiden Sie den Fehler ſo vieler Buchmenſchen; — mit Einem Worte, vermeiden Sie es, daß man Sie lächerlich machen kann.“

„Ich habe eben Hazeldean verlaſſen,“ ſagte Randal; „was für ein trefflicher junger Mann iſt er!“

„Ausgezeichnet!“ bemerkte der ehrenwerthe George Borrowwell. „Wo ist er?“

„Er ist in seine Wohnung gegangen. Er hatte einen kleinen Auftritt mit seinem Vater, einem echten, rauhen Landedelmann. Sie werden sich um ihn verdient machen, wenn Sie zu ihm gehen und ihm Gesellschaft leisten, oder ihn mit an einen Ort nehmen wollten, wo es etwas lebhafter ist, wie in seiner Wohnung.“

„Wie? der alte Herr hat ihm Vorwürfe gemacht? — Das ist ja eine Schande! — Frank ist nicht verschwenderisch; — er wird dereinst sehr reich — nicht wahr?“

„Er erbt ein sehr bedeutendes Vermögen,“ erwiederte Randal, „und alle Ländereien sind schuldenfrei. — Er ist der einzige Sohn,“ fügte er hinzu, und entfernte sich dann.

Unter diesen jungen Herren entstand ein freundliches und sehr wohlwollendes Gefliester. Gleich darauf erhoben sie sich, und gingen zusammen nach Frank's Wohnung.

„Der Keil ist schon im Baume,“ murmelte Randal vor sich hin, „und zwischen der Rinde und dem Holze ist schon eine Oeffnung entstanden.“

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Harley l'Estrange sitzt neben Helenen an dem Fenster in dem Landhause bei Norwood. Die Blüthe der wiederkehrenden Gesundheit zeigt sich auf den Wangen des jungen Mädchens, und sie hört lächelnd zu, denn Harley spricht lobend von Leonhard, und mit Hoffnung von Leonhard's Zukunft. »Und so,“ fuhr er fort, „ist er denn sicher vor seinen frühern Prüfungen, — glücklich in seiner Beschäftigung — und verfolgt die Laufbahn, die

er ſich ſelbſt gewählt hat. Wir können unbeſorgt ſein, mein theures Kind, wenn wir ihn verlaſſen."

„Ihn verlaſſen?" wiederholte Helene, und die Roſen auf ihren Wangen erbleichten.

Harley war nicht unzufrieden über die Darlegung ihres Gefühls; — er würde geglaubt haben, er habe ſich in ihrem Herzen getäuſcht, wenn es ſich weniger empfänglich für Zuneigung gezeigt hätte.

„Es iſt hart für Sie, Helene," ſagte er, „ſich von Jemand zu trennen, der wie ein Bruder für Sie geweſen iſt. Haſſen Sie mich deshalb nicht. — Ich betrachte mich jetzt als Ihren Vormund, und Ihre Heimat wird die meinige ſein. Wir verlaſſen dieſes Land der Nebel und der Wolken, und ziehen dem Sommer entgegen. — Das ſcheint Ihnen nicht zu gefallen, mein Kind — Sie weinen — Sie trauern um Ihren Freund; aber vergeſſen Sie auch nicht den Freund Ihres Vaters. Ich bin allein, Helene, und oft ergreift mich die Schwermuth; wollen Sie mich nicht tröſten? — Sie drücken meine Hand, aber Sie müſſen auch lernen, mir zuzulächeln. Sie ſind geboren, um eine Tröſterin zu ſein. Der Troſt iſt nicht ſelbſtſüchtig, ſondern immer freundlich und heiter."

Die Stimme Harley's war ſo ſanft, und ſeine Worte drangen ſo tief ein in das Herz des jungen Mädchens, daß ſie aufblickte und ihm zulächelte, als er ihre reine Stirne küßte. Dann dachte ſie aber wieder an Leonhard, und fühlte ſich ſo einſam und verlaſſen, daß abermals ihre Thränen hervorbrachen. Bevor dieſe getrocknet waren, trat Leonhard ſelbſt ein, und in Folge eines unwiderſtehlichen Antriebes ſprang ſie ihm entgegen, lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter, und ſchluchzte: „Ich verlaſſe dich, Bruder; — ſei nicht traurig; — denke nicht zu viel an mich!"

Harley war sehr gerührt; er legte seine Arme übereinander, und beobachtete die Beiden schweigend. Auch seine Augen wurden feucht. »Dieses Herz,« dachte er, »wird werth sein, daß ich es für mich gewinne.«

Er zog Leonhard bei Seite, und flisterte ihm zu: »Beruhigen Sie sie, und sprechen Sie ihr Muth zu. — Ich lasse Sie mit ihr zusammen; — kommen Sie später zu mir in den Garten.«

Es währte fast eine Stunde, bis Leonhard zu Harley kam.

„Weinte Sie nicht, als Sie sie verließen?“ fragte l'Estrange.

„Nein; — sie hat mehr Kraft, als wir vermuthen mögen, und der Himmel weiß, wie dadurch die meinige aufrecht erhalten worden ist. — Ich habe versprochen, ihr oft zu schreiben.«

Harley ging einige Zeit auf dem Rasenplatze umher, dann kehrte er zu Leonhard zurück, und sagte: „Halten Sie Ihr Versprechen, und schreiben Sie oft im ersten Jahre; dann aber bitte ich Sie, den Briefwechsel allmälig aufzugeben.«

„Aufgeben? — Ach Mylord!“

„Sehen Sie, mein junger Freund, ich wünsche, dieses schöne Gemüth gänzlich der Sorgen der Vergangenheit zu entziehen. Ich wünsche, daß Helene — nicht plötzlich, aber allmälig — in ein neues Leben eintrete. Ihr liebt einander jetzt wie zwei Kinder — wie Bruder und Schwester. — Aber würde diese Liebe, wenn sie ermuthigt wird, später dieselbe bleiben? und ist es nicht besser für euch Beide, daß die Jugend sich mit den ihr natürlichen Neigungen frei und ungefesselt der Welt hingeben kann.“

„Sie haben Recht; und ſie ſteht ſo ſehr über mir....“ ſagte Leonhard traurig.

„Niemand ſteht über dem, welchem Ihr Streben gelingt, Leonhard. Glauben Sie mir, das iſt es nicht.“

Leonhard ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Vielleicht,“ bemerkte Harley mit einem Lächeln, „fühle ich, daß Sie über mir ſtehen. Welcher Vortheil iſt ſo groß, wie der, den die Jugend darbietet? Vielleicht werde ich noch eiferſüchtig auf Sie. Es iſt zu wünſchen, daß Sie mir zugethan werden, da ich künftig ihr Vormund und Beſchützer bin. Aber wie kann ſie ſich mir zuneigen, wie ſie ſollte, wenn ihr Herz von Ihnen erfüllt iſt?“

Der Jüngling beugte ſein Haupt, und Harley beeilte ſich, den Gegenſtand des Geſpräches zu verändern, und von Wiſſenſchaften, und von Ruhm zu ſprechen. Seine Worte waren beredſam, und ſeine Stimme war erregend; denn in ſeiner Knabenzeit fühlte er ſich begeiſtert für den Ruhm, und in Leonhard's Jugend ſchien ſeine eigene wieder aufzuleben. Doch des Dichters Herz gab kein Echo zurück — es ſchien plötzlich leer und einſam geworden zu ſein. Als Leonhard im Mondſchein zurückwanderte, murmelte er vor ſich hin: „Seltſam, ſie iſt nur ein Kind — dies kann nicht Liebe ſein! — Doch was anders als Liebe habe ich von ihr noch zu erwarten?“

Er verweilte auf der Brücke, wo er oft mit Helenen geſtanden, und wo er den Beſchützer gefunden hatte, dem ſie eine Heimat verdankte, und er eine Laufbahn. Das Leben ſchien ihm ſehr lang zu ſein, und der Ruhm nur ein trauriges Schattenbild. Aber nur Muth, Leonhard! dieſe Sorgen des Herzens lehren dich mehr, wie alle Vorſchriften der Gelehrten und Kritiker.

Am nächsten Tage hatte Helene mit ihrem phantastischen und träumerischen Freunde die Küsten Englands verlassen. Jahre werden vergehen, bevor unsere Geschichte hier wieder anknüpft. Wir haben das Leben in allen den Formen gesehen, in denen es sich zeigte. Der Squire widmet sich der Landwirthschaft und der Jagd; — der Pfarrer predigt, ermahnt und tröstet; — Riccaboccalieſt seinen Machiavelli, und seufzt und lächelt, indem er über Menschen und Staaten seine Betrachtungen anstellt; — Violante's dunkle Augen werden inniger und geistreicher, und ihre Schönheit nährt sich mit den Gedanken einsamer Träume; — Herr Richard Avenel hat ein Haus in London, und die ehrenwerthe Mistreß Avenel hat ihre Opernloge, und lebhaft und eifrig ist ihr Drang, der Mode zu leben, und leidenschaftlich bestrebt sich der neue Mann, der die Aristokratie verachtet, ein Aristokrat zu werden. — Audley Egerton wandert von seinem Bureau in das Parlament, und arbeitet emsig, und hält Reden, und hilft das Reich regieren, in welchem die Sonne nie untergeht. Die arme Sonne! — wie ermüdet muß sie sein — aber nicht mehr ermüdet, wie die Regierung! — Randal Leslie hat eine treffliche Stellung in dem Bureau eines Ministers, und sieht der Zeit entgegen, in welcher er sie aufgeben wird, um in das Parlament einzutreten, und auf diesem weiten Kampfplatze das Wissen in Macht zu verwandeln. Mit Audley Egerton steht er noch immer in demselben Verhältnisse, aber mit dem Squire ist er vertrauter geworden. Er war zweimal in Hazeldean zum Besuche, und lernte das Haus, die Karte der Ländereien genau kennen, auch wäre er beinahe zum zweiten Male in den Graben gefallen. Der Squire glaubt, Randal Leslie allein könne Frank vor Unheil bewahren, und hat rauhe Worte mit seiner

Harry über Frank's fortwährende Verschwendungssucht gesprochen. — Frank fährt fort, das Vergnügen zu verfolgen, und ist sehr unglücklich, und schrecklich in Schulden. — Madame di Negra ist von London nach Paris gereist; hat dann die Schweiz besucht; ist nach London zurückgekehrt, und sehr vertraut mit Randal Leslie geworden. Dieser hat Frank bei ihr eingeführt, und Frank hält sie für die liebenswürdigste Frau, die aber durch böse Zungen schändlich verleumdet werde. — Der Bruder der Madame di Negra wird endlich in England erwartet, und sein Ruf der Schönheit und des Reichthums erregt allgemeine Neugierde, ihn persönlich kennen zu lernen. — Und Leonhard? und Harley? und Helene? Geduld — sie werden alle wieder erscheinen.

Ende des vierten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München